



Ausgabe Nr. 6
2. Quartal 2007
Abonnenten: 1376

Aus dem Inhalt

■ politik & soziales

- 04 Weltweite Initiative in Heiligendamm
- 09 Bildung in Mexiko
- 14 Argentinien: Marsch für das Leben

■ wirtschaft & ökologie

- 16 *Cartoneros* in Buenos Aires
- 18 Biokraftstoff in Brasilien
- 22 Bargeldknappheit in Guatemala

■ freiwillige & länder

- 28 Trainingsalltag an der *Fundación DAD*, Argentinien
- 36 Das andere Russland
- 41 ff. Projektbeschreibung: *Barraca da Amizade*, Brasilien
- 50 Freiblick: aus Blogs und Berichten von Freiwilligen

■ kultur

- 54 El Alto: Märkte und Cholitas
- 56 Bolivianische Band *QUIMBANDO*
- 59 Junge Heilerin in Südafrika

■ sport

- 62 *Comrades* Ultramarathon, Südafrika
- 68 Renaissance der Jonglage
- 70 Impressum

Spendenkonto:

Weltweite Initiative
für Soziales Engagement e.V.
Bank für Sozialwirtschaft
BLZ 550 20 500 . Konto 861 1300

Editorial

Liebe Leser!

Mit siebzig Seiten stellt diese Ihnen vorliegende Ausgabe der Freiwilligenzeitung der Weltweiten Initiative für Soziales Engagement e.V., *schwarz auf wise*, die bisher umfangreichste Veröffentlichung dar. Ob diese plötzliche Explosion des Umfangs (man bedenke, dass die Seitenzahl der vorherigen Ausgabe vom April diesen Jahres „nur“ 45 betrug) lediglich ein Produkt des Zufalls ist oder ob wir sie der Tatsache zu verdanken haben, dass unsere aktuellen Freiwilligen seit nunmehr über zehn Monaten in Amt und Würden sind und sich in ihren Einsatzlän-

dern wohl fühlen wie Honigkuchenpferde - was nun der Grund ist, sei dahingestellt und soll uns auch nicht weiter kümmern. Das Produkt dieser dritten Arbeitsphase des Jahrgangs 2006-07 ist wiederum gespickt mit leistungswerten Beiträgen aller Couleur, wie immer verteilt auf die Ressorts *Politik&Soziales*, *Wirtschaft&Ökologie*, *Freiwillige&Länder*, *Kultur* und *Sport*. Das Mexiko-Trio Thalea Gundert, Marco Hamann und Moritz Binz berichtet in *Politik&Soziales* von der

Chancen(un)gleichheit im mexikanischen Bildungssystem (S. 9), das Wirtschaftsressort birgt einen hochinteressanten Erfahrungsbericht von Patrick Wagner, der auf den Straßen von Buenos Aires mit einem Müllsammler unterwegs war (S. 16). Um dem geschätzten Leser möglichst viel Aufschluss über die

sozialpraktische Tätigkeit unserer Freiwilligen in aller Welt zu geben, haben wir das Ressort *Freiwillige&Länder* im Umfang gestärkt; der Schwerpunkt liegt in dieser Ausgabe auf dem Heim für Kinder und Jugendliche *Barraca da Amizade* in Fortaleza, Brasilien (S. 41 ff.),



■ Ehemalige Freiwillige der Weltweiten Initiative in Heiligendamm: Sebastian Puschner berichtet auf Seite 4

um dessen journalistische Bearbeitung sich vor allem der dortige Freiwillige Leon Thurner verdient gemacht hat; die vielen anderen originellen Beiträge verdienen aber durchaus auch reichlich Beachtung. Wie in der letzten Ausgabe auch, haben wir unter dem Namen *Freiblick* einige kurze Auszüge aus Berichten von Freiwilligen zusammengestellt (S. 50). Im Ressort *Kultur* stellen Julia Büttner und Claus Reichel in einem amüsanten Interview die bolivianische Band *QUIMBANDO* vor und im Ressort ►

Editorial: Fortsetzung

Sport letztlich wird heute viel gerannt: gleich zwei Berichte über Marathonläufe aus Südafrika und Guatemala sind dabei.

Die Redaktionskonferenz hat beschlossen, für diese Ausgabe das Thema „Mauern“ als thematischen Impuls an die Autoren zu senden. Zurück kamen einige kreative Beiträge, die mit dem Thema „Mauern“ verknüpft sind: Rouven Küsters schreibt über die Migration zwischen den USA und Mexiko (S. 6), Bolivien-Freiwilliger Simon Schultz von Dratzig berichtet von der Subkultur und Binnenwirtschaft in einem unkonventionellen Männergefängnis in Cochabamba (S. 12), Stefan Baschel hat an der nicaraguanischen Montessori-Schule von Nueva Guinea mit Schülern eine triste Wand in ein buntes Gesamtkunstwerk verwandelt (das Projekt wurde aus dem „Ideentopf“ der Weltweiten Initiative finanziert, S. 49) und, thematisch sehr eng verwandt, berichtet Felix Kraemer aus Palästina von Verschönerungsversuchen der unseligen Trennungsmauer zwischen den palästinensischen Autonomiegebieten und Israel (S. 58).

Gemäß diesem Vorbild wird es auch in den kommenden Ausgaben einen solchen „roten Faden“ geben, der den Autoren eine Inspiration sein kann und soll.

Autoren wird es bald einige mehr geben: Der Freiwilligen-Jahrgang 2007/2008 der Weltweiten Initiative steht in den Startlöchern und ist derzeit mit Abschiedsgestaltung, Sprache-Pauken, Jonglieren-Üben und vielem mehr beschäftigt. Vorerst großer Höhepunkt der Erfahrung „Auslands-Freiwilligendienst“ ist dabei das Vorbereitungsseminar (VBS), das dieses Jahr zwischen dem 21. Juli und dem 5. August im hessischen Heppenheim an der Odenwaldschule, dem Sitz unseres Vereins, stattfindet.

Neben den vielen Workshops mit hochinteressanten Referenten wie dem Genfer taz-Korrespondenten und Vordenker der Friedensbewegung Andreas Zumach, dem Pädagogen Hans Bühler (Autor von „Als Nomade durch Afrika“) oder dem argentinischen Sozial-Clown Nanny Cogorno, wird sich beim VBS auch eine neue schwarz-auf-weise-Redaktion mit neuen Autoren, Ressortleitern und vielleicht auch Koordinatoren konstituieren.

Bis es soweit ist, macht sich der aktuelle Freiwilligen-Jahrgang aber nochmals ans Werk, um für Sie eine hochinteressante vierte, insgesamt dann sechste Ausgabe zu erarbeiten. Fürs erste verbleibt Ihnen die aktuelle Ausgabe zum ausgiebigen Schmökern.

Wie verletzlich wir alle sind - ob in Deutschland oder in der ganzen Welt - hat auf schmerzliche Weise der tragische Verkehrsunfall unseres Bald-Freiwilligen Andreas Gläser gezeigt. Im Alter von 20 Jahren, voller Vorfreude auf seinen Dienst in Guatemala, starb er, als er in seiner Heimatstadt Schwäbisch Hall vom Fahrrad stürzte. Er wird uns mit seiner sonnigen, engagierten und zuversichtlichen Art voller Idealismus, solidarischem Tatendrang und Gerechtigkeitsliebe sehr fehlen. Unsere Gedanken gelten in diesen schweren Tagen den Eltern und Angehörigen von Andreas. Seine Mit-Freiwilligen werden ihn in ihren Herzen in ihre Einsatzländer mitnehmen - und wenigstens im Kleinen umzusetzen versuchen, was Andreas' Vorbild Mahatma Gandhi von uns allen forderte: „Wir müssen die Änderung sein, die wir in der Welt sehen wollen!“

Mögen sie dabei den Wind stets im Rücken haben...

Herzlich, Ihr

**Philipp Backhaus &
Sebastian Puschner**



Elise, Guatemala ▼

Adrian, Mexiko ▼

01 _Editorial

■ politik & soziales

- 04 _Ehemalige Freiwillige der *Weltweiten Initiative* in Heiligendamm
- 06 _Ab ins Goldene Land - Migration zwischen Mexiko und den USA
- 09 _Gleiche Chancen für alle? Bildung in Mexiko
- 12 _Der Männerknast in Cochabamba, Bolivien
- 14 _*Marcha por la vida* - vom argentinischen Marsch für das Leben

■ wirtschaft & ökologie

- 16 _Menschenunwürdige Arbeit: die *Cartoneros* von Buenos Aires
- 18 _Hungermacher oder Klimaschützer? Biokraftstoffe in Brasilien
- 22 _Als Guatemala das Geld ausging: Bargeldknappheit
- 24 _Artenschutz am Kap: die Naturschützerin Jean Sparg
- 25 _Klimaschutz in Mexiko und Deutschland

■ freiwillige & länder

- 28 _Trainingsalltag an der *Fundación DAD*, Argentinien
- 30 _Siyandas Geschichte, *Streetwise*, Südafrika
- 34 _Interview einem ehemaligen Straßenjungen, *Streetwise*
- 36 _Was ist schon „behindert“? Reflexionen eines Freiwilligen
- 36 _Das andere Russland
- 39 _Projektbeschreibung: *Barraca da Amizade*, Fortaleza, Brasilien
- 41 _*Barraca da Amizade*: Arbeitsalltag
- 42 _*Barraca da Amizade*: Lebensgeschichten zweier Jungs
- 44 _*Barraca da Amizade*: „Von dem Jungen, der einen Dämon trug“
- 46 _*Barraca da Amizade*: „Nächtens am Bahnhof“
- 47 _*Barraca da Amizade*: „Erisvaldo und das Einrad“
- 48 _Projektbeschreibung: *Integrasol*
- 49 _Ideentopf: Schüler in Nueva Guinea bemalen Wand kunterbunt
- 50 _Freiblick - Aus Blogs und Berichten von Freiwilligen

■ kultur

- 54 _Flohmärkte und Cholitas - die *Fería* von El Alto
- 56 _Interview mit der bolivianischen Band *QUIMBANDO*
- 58 _Calle de la Cultura: Kulturstraße vor dem *Teatro Trono*, El Alto
- 58 _Handala und das Werk fremder Künstler - Mauerkunst in Palästina
- 59 _Kino und Knochenwerfen: eine junge Sangoma, Südafrika

■ sport

- 62 _Genossen für 89 Kilometer: *Comrades* Ultramarathon Südafrika
- 64 _Halbmarathon: Cobán-Freiwillige rennen um die Wette
- 66 _Basketball der besonderen Art in El Alto, Bolivien
- 67 _Gemeinsam Erfolge feiern lernen: Sport als Ausgleich, Brasilien
- 68 _Renaissance der Jonglage

- 70 _Impressum



■ Kontakt

**Weltweite Initiative für
Soziales Engagement e.V.**

Koordinationsbüro
Arnsgrüner Kirchsteig 4
08645 Bad Elster

Tel.: 037437 / 530765
vorstand@weltweite-initiative.de

Philipp, Südafrika ▼



▼ Jens, Argentinien



Heiligendamm

Grenzenlose Solidarität

Einige ehemalige und zukünftige Freiwillige der Weltweiten Initiative haben an den Protesten gegen den G8-Gipfel teilgenommen

es berichtet und kommentiert
Sebastian Puschner

Eine andere Perspektive

Acht mit unterschiedlichen Landesflaggen geschminkte Akteure balgen sich um eine *Piñata*, einen aus Pappmaché geformten Erdball, Kontinente und Ozeane aufgemalt, mit Goldtalern gefüllt, an einer Stange befestigt in der Höhe schwebend und nicht problemlos zu erreichen. Die sieben Männer und eine Frau erreichen die *Piñata* nicht im Alleingang, finden sich also zusammen, bilden einen Kreis, beraten kollegial. Schließlich wird einer aus ihrer Mitte auserkoren, von den anderen emporgehoben, um die Weltkugel zu vereinnahmen, ihr sämtliche Reichtümer zu entreißen und diese wiederum mit den anderen aufzuteilen.

Das beschriebene Szenario ist ein Ausschnitt des vielfältig artikulierten Protests der Rostocker Auftaktdemonstration, wenige

Tage vor Beginn des Gipfeltreffens der Gruppe der Acht (G8) Anfang Juni in Heiligendamm. Geschildertes *Piñata*-Stück wird von ehemaligen Freiwilligen der Weltweiten Initiative (wi) dargeboten und soll verdeutlichen, warum insgesamt über zwei Dutzend Ex-Freiwillige sowie alles in allem zehntausende Menschen über eine Woche hinweg gegen das Treffen der acht vermeintlich mächtigsten Regierungschef protestierten.

Warum das alles?

Weil jene Macht sich ausschließlich in ökonomischen Dimensionen bemisst, vor allem aber weil die Richtungsentscheidungen jener Gipfeltreffen der „Mächtigsten“ größtenteils verheerende Auswirkungen haben. Deren Ausmaße sind für viele Jugendliche während ihres Auslands-Freiwilligendienstes deutlicher sichtbar geworden: Die Versuche von Wasserprivatisierung in Bolivien, die Unbezahlbarkeit von Antiretroviral-Medikamenten für Aids-Infizierte in Südafrika oder Brasilien, die Zerstörung indigener Kultur in Nicaragua – um nur drei Beispiele zu nennen. Entspricht die Vielzahl von Perspektiven, für die die Gesamtheit des G8-Protests stellvertretend steht, auch der Unterschiedlichkeit von Sichtweisen unter den pro-

■ Ex-Bolivien-Freiwilliger Julius und Ex-Mexiko-Freiwilliger Nils



testierenden Ex-Freiwilligen, so einte sie doch ein Standpunkt: Menschlicher Würde und globaler Gerechtigkeit kann man nicht ausschließlich mit den Paradigmen Profit, Mehrwert und technischer Fortschritt gerecht werden. So erklärten die G8 in Heiligendamm zum Beispiel abschließend, geistige Eigentumsrechte seien „eine wichtige Voraussetzung für Innovation“ und müssten deshalb stärker geschützt werden. Genau dieser Schutz ist es, der zahlreichen Aids-infizierten Menschen weltweit die Linderung des Virus' mittels antiretroviraler Therapie verwehrt.

Miteinander leben, voneinander lernen

Fernab des politischen Diskurses waren die G8-Proteste in Mecklenburg-Vorpommern aber auch eine Gelegenheit für einige der Jahr um Jahr mehr werdenden, zurückgekehrten wi-Freiwilligen, sich ►



■ Das *Piñata*-Stück

überhaupt einmal kennen zu lernen. Zentralster Punkt des - nicht nur politischen - Austauschs war das Protestcamp in Rostock. Aufgrund der Anmeldung der Gruppe war diese auf dem Plan des Rostocker Protestcamps sogar als eigenes *Barrio*, als wi-Zeltstadtteil, ausgezeichnet. Es dürfte sich dabei um das kleinste „Barrio“ gehandelt haben. Trotzdem wehte über den rund zehn Zelten eine weiße wi-Flagge, unter der Entscheidungen in basisdemokratischer Form von Plena und Delegierten getroffen wurden.

Allerspätestens bei den Blockaden der Zufahrtswege zum Tagungsort der G8 dann waren auch unzählige neue Menschen und somit Ideen zu treffen. Über 48 Stunden auf grauem Straßenbeton hinweg entwickelte sich eine einzigartige bunte, internationale, friedliche und solidarische Atmosphäre, die an sich bereits ein bedeutendes Zeichen in die Welt war. Und die an die grundlegenden Ziele der *Weltweiten Initiative* erinnerte: „Durch internationa-



le Zusammenarbeit eine gesellschaftliche Utopie - eine andere Globalisierung - andeuten: freundlich-solidarisch, friedlich und tolerant.“ Ganz in diesem Sinne konnte die recht große Berliner *wi-community* im Anschluss an die Woche im Norden zwei dort neu gewonnene Freunde aus England beherbergen und ihnen die Stadt näher bringen. Einer der beiden schrieb kurz nach seiner Wiederankunft in England gen Berlin: „*I have arrived back in Oxford feeling very disorientated and with an inability to come to terms with the 'real' world. Like you, I have feelings of sadness but also fulfillment from the whole experience.*“ - Mag der hier zur Verfügung ste-

hende Rahmen nicht ausreichen, um die bei den Protesten skizzierten gesellschaftlichen Alternativen zu erläutern, so macht das Pathos zitierter Worte die Bedeutung der dort gewonnen Erfahrungen vielleicht etwas nachempfindbar. ■■

■ *Aus der Zusammenfassung der beschlossenen Dokumente des G8-Gipfels Heiligendamm:*

„(...) Gleichzeitig muss Innovation weltweit geschützt werden. Die Rechte des geistigen Eigentums sind eine wichtige Voraussetzung für Innovation. Der Schutz der Rechte des geistigen Eigentums ist ein Kerninteresse der Verbraucher in allen Ländern, gerade auch in den Entwicklungsländern. Daher sind wir übereingekommen, gemeinsam mit den Staats- beziehungsweise Regierungschefs der Schwellenländer diese Themen im Rahmen des Heiligendamm-Prozesses zu behandeln. Als G8 haben wir beschlossen, unsere Zusammenarbeit im Bereich des Schutzes des geistigen Eigentums zu verstärken, insbesondere in Bezug auf unsere Zoll- und Strafverfolgungsbehörden. (...)“

http://www.g-8.de/nn_219878/Content/DE/Artikel/G8Gipfel/Anlage/Ab-schlusserkl_C3_A4rungen/Chairs-summary.html

■ **Sebastian Puschner**, 22 Jahre. Der derzeitige Koordinator der *schwarz auf wise* leistete seinen Auslandsdienst im Jahrgang 2004-05 in Südafrika.



Mexiko

Ab ins goldene Land

Migration zwischen Mexiko und den USA

von Rouven Küsters, Mexiko

„Was soll denn schon hier aus mir werden? Wenn ich älter bin, werde ich in die USA gehen und wenn ich wieder komme, bin ich ein reicher Mann!“, lautet die Antwort des zwölfjährigen Juan - einem arbeitenden Straßenkind aus dem Sozialprojekt *Melel Xojobal* - auf die Frage, ob er mit seinen Leben hier zufrieden ist und was er machen will, wenn er erwachsen ist.

So wie Juan denken sehr viele in Chiapas im Süden von Mexiko. Und nicht nur in Mexiko herrscht die frustrierte Einstellung, dass man an es seinem jetzigen Platz nicht schaffen wird. Unterwegs in Guatemala und Nicaragua trifft man immer wieder Menschen, die von ihrem Lebensunglück berichten und davon erzählen, dass sie in die USA auswandern wollen, um dort ein besseres Leben, den „*american dream*“ zu leben. Die Gründe sind vielfältig, hier jedoch die häufigsten:

Umweltkatastrophen. Viele Menschen fliehen vor Überschwemmungen, Dürren und Hurrikans. Der Hurrikan „Stan“ beispielsweise hat in Chiapas und Oaxaca, zwei südliche Bundesstaaten Mexikos, in manchen Anbaugebieten 70 Prozent der Anbaufläche von Kaffee und Kakao vernichtet und somit den dort lebenden und arbeitenden Bauern einen Großteil ihrer Lebensgrundlage zerstört - Aufbauunterstützung gab es in den meisten Fällen keine.

Verarmung der Landbevölkerung. Seit Jahren schon sind die Abnahmepreise für Produkte aus der Landwirtschaft immer weiter gesunken, wobei die Preise für fertige Konsumgüter immer weiter gestiegen sind und noch steigen - die Lebensumstän-



de haben sich seitdem für sehr viele auf dem Land lebende und arbeitende Familien erheblich verschlechtert. Im Rahmen neuer Wirtschaftsverträge, wie dem NAFTA¹, das eine Freihandelszone zwischen Alaska und Südmexiko geschaffen hat, wurde Familien vieler Gemeinden Land enteignet und privatisiert, wodurch diesen Familien sämtliche Lebensgrundlagen entzogen wurden. Hinzu kommt, dass auch in den Städten die Gehälter sehr niedrig sind. So verdient beispielsweise ein Bauarbeiter in Mexiko täglich nur vier bis fünf Euro bei zehn Stunden Arbeit oder mehr.

Viele Familien haben Verwandte oder teilweise sogar schon ganze Familienteile, die in den USA leben, und dort das zehnfache mehr als in ihren Heimatländern verdienen.

Illusionen. Durch die Medien und Hollywood-Filme sehen viele Jugendliche und junge Erwachsene die USA als das Land,

¹s. schwarz auf wise Nr. 4/Dezember 06, S.19 ff.

in dem alles besser ist. In den amerikanischen Actionfilmen sehen sie tolle Helden, die keiner Regel unterworfen sind, schöne Frauen an ihrer Seite haben, so etwas wie Angst gar nicht kennen und am Ende immer die Gewinner sind. Sie sehen die glänzenden Luxuslimousinen und die gigantischen, gläsernen Wolkenkratzer, sehen die perfekten Menschen in ihren Villen residieren und ein Leben führen, das scheinbar frei von Problemen ist.

Wie sieht die Situation der Immigranten aus Mexiko und Zentralamerika in den USA denn nun aus? Fest steht, dass die Menschen dort mehr verdienen können, wobei auch bedacht werden muss, dass in den USA die Lebensunterhaltskosten um ein vielfaches höher sind als in den Herkunftsländern. Schätzungsweise zwölf Millionen Immigranten lebten oder arbeiteten im Jahr 2006 „illegal“, dass heißt ohne offizielle Papiere, in den Vereinigten Staaten, die meisten arbeiten in der Landwirtschaft, im Baugewerbe, in Restau- ►

rants oder als „*muchachas*“, als Hausmädchen. Die Arbeitsumstände sind oft sehr schlecht. In der Landwirtschaft gibt es oft nur unzureichende Schutzkleidung, sodass die Arbeiter und Arbeiterinnen dort den schädlichen Pestiziden ausgesetzt sind. Im Baugewerbe werden die Sicherheitsvorschriften von den Arbeitgebern nicht zur Genüge beachtet. Die Immigranten leben in der ständigen Angst, krank zu werden oder sich zu verletzen, da sie nicht sozial- und krankenversichert sind und ohne Papiere nicht einmal risikolos ins öffentliche Krankenhaus gehen können. Selbst wenn sie einen Arzt finden, der sie auch ohne

schwerde einreichen könnten. Auch gibt es Fälle, in denen der Arbeitgeber seine „illegalen Arbeiter“ kurz vor dem Tag der Gehaltsauszahlung an die Behörden verraten hat, um diesen nicht ihren Lohn zahlen zu müssen.

Entschließt sich eine Person oder Familie aus Mexiko und Zentralamerika dazu, in die USA zu gehen, um dort zu arbeiten und zu leben, beginnt eine Reise ins Ungewisse. Diese beginnt nicht erst an der Nordgrenze Mexikos zur USA, denn auch Mexiko betreibt eine starke „Migrantenabschottung“ an seiner Südgrenze. Im

Grenze zwischen Chiapas und Guatemala wird stark kontrolliert. An der süd-mexikanischen Grenze werden 3000 Soldaten und 1000 Polizeieinheiten fest zur Grenzsicherung eingesetzt, zusätzlich hat das „*Instituto Nacional de Migración*“, die nationale Migrationsbehörde, 40 Grenzposten errichtet, um diese zu überwachen. Beamte aus den drei Einheiten überwachen die Grenzen auf dem Land und mit Booten zu Wasser und sind teilweise mit schweren Waffen ausgerüstet. Auch hier gibt es mittlerweile organisierte Banden, die sich auf das Ausrauben von Migranten spezialisiert haben. Die „*Maras*“ sind bewaffnete Banden, die von ehemaligen Mitgliedern mittelamerikanischer Todesschwadronen gegründet wurden. So kommt es dort öfters zu gewaltsamen Raubüberfällen auf die Migranten, wobei diese manchmal sogar vergewaltigt und ermordet werden. In vielen Fällen werden die Vorfälle von Polizei und Regierung ignoriert.

Wer es über die Grenze und an den Banden vorbei geschafft hat, setzt sich gleich neuen Gefahren aus. So werden den Einsatzkräften der staatlichen mexikanischen Migrationsbehörde INM, die in jedem mexikanischen Bundesstaat eingesetzt werden, zahlreiche Menschenrechtsverletzungen gegenüber den Migranten vorgeworfen. Die Anzeigen gegen die INM belaufen sich auf Gewaltanwendungen, Erpressung und andere Delikte gegen Migranten. Der 22-jährige Nicaraguaner José wollte sein Glück in den Staaten versuchen, wurde aber in Mexiko, wo er für seine Weiterreise eine Zeit lang Geld auf dem Bau verdienen wollte, von den Behörden aufgespürt und zwei Wochen ins Gefängnis gesteckt. „Dort haben sie mir sämtliches Geld, das ich angespart hatte, und meine Dokumente weggenommen, mich bei Wasser und Tortillas vor mich hin vegetieren lassen, und mich immer wieder mißhandelt. Dann haben sie mich nur mit dem, was ich gerade am Körper trug und ohne Geld, Verpflegung und Dokumente nach Guatemala abgeschoben. Und nun, vier Monate nachdem ich von zu Hau- ►



offizielle Papiere behandelt, müssen sie in der Angst leben, vom Arzt an die Behörden verraten und sofort „abgeschoben“ zu werden. Täglich müssen sie sich möglichst unauffällig durch den Alltag bewegen, um nicht von der Polizei oder den Behörden aufgegriffen zu werden. Diese Angst wird oft von den amerikanischen Arbeitgebern, welche Immigranten beschäftigen, ausgenutzt. Da diese wissen, dass die Immigranten keine Papiere haben, werden sie häufig am Tag der Gehaltsauszahlung nicht richtig ausgezahlt oder erhalten gar kein Geld. Die Migranten haben keine Möglichkeit sich zu wehren, denn es gibt keine staatliche Institution, bei der sie eine Be-

Jahr 2001 wurde der „*Plan Sur*“, Südplan, von der mexikanischen Regierung eingeführt. Dieser soll im Offiziellen „illegalen Drogen- und Waffenverkehr verhindern sowie den Migrationsfluss regulieren“. Im Praktischen sieht dies aber anders aus. Onesimo Idalgo vom mexikanischen Nachrichten-Netzwerk *Ciepac* dazu: „Illegale Drogen und Waffen aus Mexiko rauszuhalten sind nur die ‚Nebensächlichkeiten‘. Der eigentliche Sinn dieses Plans besteht aus der massiven Abschreckung und dem Abhalten der Arbeit suchenden Menschen aus Zentralamerika, die über Mexiko in die USA wollen.“

In der Realität sieht dies so aus: Die

se aufgebrochen bin, kehre ich mit nichts in der Hand zu meiner Familie zurück. Ich weiß noch nicht einmal, wie ich die Fahrt mit dem Bus zurück bezahlen soll.“ Ein Einzelschicksal, welches viele seiner Landesgenossen mit ihm teilen.

Der schnellste und günstigste Weg von der Süd- zur Nordgrenze Mexikos ist der sogenannte „*tren de los muertos*“, deutsch „Zug der Toten“, ein Güterzug, der zwei- bis dreimal in der Woche von der von südlichen Grenzstadt Tapachula bis an die texanische Grenze fährt. Die Migranten warten nachts zu Hunderten an den Gleisen, um auf den Zug aufzuspringen. Viele Migranten rutschen beim Aufspringen ab oder fallen während der Fahrt vom Zug und geraten unter dessen Räder. Von dieser „Mitfahrgelegenheit“ wissen natürlich auch die Behörden, und so warten die Beamten schon an den Haltepunkten des Zuges, um die Migranten mit Hunden und mit Gummigeschossen aus dem Zug zu holen. Es gibt auch vermehrt Vorfälle, in denen Beamte die Migranten mit eben diesen Gewehren bei voller Fahrt vom Zug geschossen haben.

Dann folgt die Grenze zu den USA. Da die Grenzübergänge nach Kalifornien und Texas immer schärfer kontrolliert werden, nehmen die Migranten den acht bis zehn Tage dauernden, beschwerlichen und gefährlichen Weg durch die Sonora-Wüste auf sich, um in die USA zu gelangen. Dabei werden sie von Menschenschmugglern, sogenannten *Coyotes*, geleitet, die angeblich die sichersten Wege über die Grenze kennen und die zuständigen Beamten schmieren. Kostenpunkt: 2000 bis 5000 US-Dollar, für Menschen aus Mexiko und Zentralamerika eine gigantische Sum-

me. Viele müssen sämtlichen Besitz verkaufen und sich Geld von ihren Verwandten aus den USA leihen, um den *Coyote* zu bezahlen. Dieser bietet dafür den Dienst an, ihnen drei mal beim Grenzüberqueren zu helfen, denn die meisten schaffen es nicht beim ersten oder zweiten Versuch über die Grenze zu kommen, Sie werden von der Grenzpolizei abgefangen. Oft kommt es aber auch vor, dass der *Coyote* die Migranten mitten in der Wüste im Stich lässt und dafür sorgt, dass Grenzbeamte diese aufgreifen.

Jährlich sterben laut offiziellen Angaben über 300 Menschen an der Mexiko-USA Grenze, die Dunkelziffer ist aber weitaus höher. Man geht davon aus, dass in den letzten fünf Jahren 4000 Menschen an der Grenze umgekommen sind. Die Todesursachen der Migranten sind vielfältig, viele ertrinken im Grenzfluss Rio Grande, verdursten in der Wüste, sterben an Verletzungen, Schlangenbissen oder vor Erschöpfung.

Ähnlich wie an der Südgrenze Mexikos gibt es auch an der Grenze Mexiko-USA Banden, genannt *Cholos*, die sich auf das Ausrauben und Ermorden der Grenzgänger spezialisiert haben. Viele Frauen und Kinder werden vergewaltigt oder verschleppt. In Anbetracht dessen ist besonders makaber, dass die US-amerikanische Regierung ein Gesetz verabschiedet hat, das der US-amerikanischen Grenzpolizei das Recht gibt, auf jeden zu schießen, der ohne Papiere über die Grenze gelangen will. Geschossen wird mit Gummigeschossen, welche schwere innere Verletzungen verursachen und bei Treffern am Kopf sogar zum Tod führen können.

Die Grenze ist auf 600 Kilometern Länge komplett mit einem Grenzzaun abgerie-

gelt, der bis zu 4,5 Meter hoch ist. Durch einen Beschluss der US-amerikanischen Regierung im Mai 2006 wird die Mauer nun auf die komplette Grenze mit einer Länge von 3141 Kilometern ausgebaut werden, die Zahl der zuständigen Beamten verdoppelt. Zur Überwachung der Grenze wird die „*United States Border Control*“



(USBC), bewaffnete und uniformierte Einheiten der Grenzpolizei, eingesetzt, die zur Zeit aus 11.000 Polizisten besteht. Bis zur Verdopplung der USBC und der Beendigung der Bauarbeiten an der Grenzmauer sollen zusätzlich 6000 Einheiten der Nationalgarde zur Sicherung der Grenze eingesetzt werden. Die Nationalgarde hat dieselbe Ausrüstung wie die US-Militärs, nur dass es sich bei der Nationalgarde um Milizsoldaten handelt. Die Grenze ist mit modernster Überwachungstechnik ausgerüstet: Bewegungsmelder, Infrarotkameras, satellitenunterstützte Sensoren und Flutlichter. Die Grenzpolizei besitzt Hundestaffeln, Jeeps und Wüstenfahrzeuge. Zur Patrouille, zur Verfolgung und zum Auftreiben der „illegalen Einwanderer“ werden zudem Helikopter eingesetzt.

„Neben der Kritik an der Migrationspolitik der USA ist auch ganz klar die scheinheilige und menschenrechtsverachtende Migrationspolitik der mexikanischen Regierung zu kritisieren.“, so Onecimo Idalgo von *Ciepac*. „Wie kann es sein, dass die mexikanische Regierung einerseits die Menschenrechtsverstöße an mexikanischen Emigranten, die an der US- ▶

■ **Rouven Küsters**, 21 Jahre, arbeitet seit Ende August in San Cristobal, Mexiko, im Projekt *Melel Xojobal*.



Grenze verübt werden, kritisiert und dann selbst Menschenrechtsverstöße an Immigranten aus Zentralamerika verübt?“

Und wie geht es weiter? Würde Juan aus San Cristóbal de Las Casas, Chiapas, immer noch in die USA gehen wollen, wenn er all die Gefahren kennen und verstehen würde?

„Was hab ich denn schon zu verlieren?“, würde er vielleicht meinen. Das Bett teilt er mit mehreren Geschwistern und in der Regenzeit verwandelt sich sein Viertel in ein riesiges Schlammloch. Auf der Straße wird er dauernd angepöbelt, von der Polizei und Beamten wurde er schon mehrmals belästigt und eine vernünftige Ausbildung erhofft er sich erst gar nicht. „Dann lieber einmal Rambo aus den Hollywood-Filmen spielen und sich durch Mexiko und die

Grenze in die USA kämpfen...“ Wie kann also die allgemeine Situation auf der Straße und die gesamte Situation der Menschen in Mexiko und Zentralamerika verbessert werden?

Was man auf politischer Ebene verändern könnte, dazu hat Onecimo Idalgo einige interessante Ansatzpunkte gegeben. Sozialprojekte wie Melel Xojobal können dafür sorgen, dass Juan und andere betroffene Kindern in der Organisation einen Ansprechpartner und eine Bezugs- und Vertrauensperson finden, an die sie sich wenden können, wenn sie Probleme haben und Hilfe brauchen. Hier kann man sie ermutigen, neben der Arbeit auf der Straße auch zur Schule zu gehen und sie in diesem Bestreben unterstützen. Hier kann man ihnen Ruhe und ein Gefühl von Geborgenheit bieten und ihnen ein paar schöne

Stunden in der Woche schenken, in denen sie Kinder sind und merken, dass auch in Mexiko das Leben schön sein kann. ■■

Quellen:

de.wikipedia.org

www.mexiko-lexikon.de

www.weltspiegel.de

www.aflicio.org

www.americaspolicy.org („Mesoamerican Migrants Journey North“)

und Quellen und Informationen der Organisationen

„Hermanos de Tierra“ (San Cristóbal de Las Casas)

„Melel Xojobal“ (San Cristóbal de Las Casas)

„Ciepac“ und Onecimo Idalgo (San Cristóbal de Las Casas)

„Casa de los Migrantes“ (Tapachula)

Fotos: privat

Gleiche Chancen für Alle?

Von der Bildungsmisere im „Schwellenland“ Mexiko

von Marco Hamann,
Thalea Gundert
und Moritz Binz, Mexiko

Die Chefin des Sozialprojektes *Acortar Distancias* sucht nach einem neuen Lehrer für die offene Grundschule. Bei dem Blick in die Mappe der Bewerber fällt ihr erster Blick auf die Schule und die Universität, die der Bewerber besucht hat. Handelt es sich dabei um eine öffentliche Schule oder Universität, wird die Mappe zu Seite gelegt. Selbst bei Sozialprojekten scheinen die Bewerber von öffentlichen Schulen wenig Chancen auf eine feste Anstellung zu haben. Sind die öffentlichen Schulen wirklich so schlecht wie ihr Ruf?

Im Gegensatz zu Deutschland, wo private Schulen eher die Ausnahme sind, bilden diese in Mexiko einen großen Teil

des Bildungssystems. Es gibt zum Beispiel mehr private als öffentliche Hochschulen. Jeder, der es sich leisten kann, schickt seine Kinder auf eine private Schule. Übrig bleiben die Kinder der einfacheren und armen Bevölkerung. Ist man erst einmal auf einer öffentlichen Schule, ist es leider schwer „aufzusteigen“. Das Niveau der öffentlichen Schulen ist niedriger, die Lehrer weniger qualifiziert, die Ausstattung spärlich und die Chance auf eine gute Ausbildung oder einen angesehenen Universitätsabschluss gleich null.

Doch wie ist das mexikanische Schulsystem überhaupt aufgebaut? Anders als in Deutschland gibt es kein dreigliedriges Schulsystem. Das mexikanische Schulsystem ist, wie das deutsche, dreistufig aufgebaut. Die „Escuela Primaria“ entspricht der deutschen Grundschule und schließt das fünfte und sechste Schuljahr



Ein Klassenzimmer im Kinderheim „Oasis“ in Guadalajara

mit ein. Qualifizieren sich die Schüler in der sechsten Klasse, wechseln sie in die „Escuela Secundaria“, die Mittelstufe, welche drei Jahre dauert. Daraufhin folgt die „Preparatoria“, die Oberschule. Diese dauert noch einmal drei Jahre und endet mit einem Abschluss, der sich mit dem deutschen Abitur vergleichen lässt. Das Niveau der Abschlüsse jedoch unterscheidet sich an öffentlichen und privaten Schulen stark voneinander und nur wenige Schüler der öffentlichen Schulen errei-

chen überhaupt die „Preparatoria“. Die Gründe hierfür sind vielfältig. Da die Kinder zumeist aus einfacheren oder armen Verhältnissen kommen, können es sich viele Familien nicht leisten, ihre Kinder so lange auf die Schule zu schicken, da sie die finanzielle Belastung, die Schuluniform und Materialanschaffungen verursachen, nicht tragen können. Viele Familien legen mehr Wert darauf, dass die Kinder früh ins Arbeitsleben einsteigen und somit die Familie finanziell unterstützen. Hinzu kommen Probleme wie Drogenmissbrauch oder frühe Schwangerschaften. Besondere Benachteiligungen erfahren im konservativen Mexiko vor allem Mädchen durch ihre festgeschriebene Rollenzuweisung als Hausfrau und Mutter.

Zwar haben die Lehrer der staatlichen Grundschulen, im Gegensatz zu denen der „Escuela Secundaria“ und zur „Preparatoria“, dieselbe Ausbildung wie Lehrer an privaten Schulen, da alle Grundschullehrer vom Staat geprüft werden und somit nur an öffentlichen Universitäten studieren können. Jedoch haben die privaten Schulen die Möglichkeit ihre Lehrer mit Bedacht auszuwählen und diese durch Fortbildung zu fördern. An öffentlichen Schulen wird weniger Wert auf die Kompetenz der Lehrer gelegt, da diese gegenüber den privaten Schulen nicht dieselben finanziellen Mittel zur Verfügung haben, und auch nicht, wie die privaten Schulen, in einem Wettbewerb um die Gunst der Eltern stehen.

In der „Escuela Secundaria“ und „Preparatoria“ läuft das allerdings anders. Lehrer, die auf einer privaten Universität studiert haben, unterrichten später auch auf einer privaten Schule. Genauso ist es bei den Schülern. Schüler der Ober- und Mittelschicht werden auf private Schulen und Hochschulen geschickt. Dort bleiben sie unter sich und knüpfen schon die ersten wichtigen Kontakte für das spätere Berufsleben. Die Absolventen der öffentlichen Universitäten haben diesen Vorteil selten. Der Zugang zu den privaten Uni-

versitäten bleibt den Kindern der unteren Bevölkerungsschichten zudem noch durch Aufnahmeprüfungen verwehrt, welche sie aufgrund ihrer mangelnden Ausbildung nicht bestehen können. Es entsteht eine Art Kastensystem, aus dem man nur schwer „ausbrechen“ kann. Die Laufbahn scheint vorbestimmt und die Kluft zwischen Arm und Reich wächst anstatt geschlossen zu werden, auch in Sachen Bildung.

Guadalajara, zweitgrößte Stadt in Mexiko, im Kinderheim *El Oasis de la Niñez*, mitten in einem der Armenviertel. Hier werden Schüler der zweiten, dritten und vierten Klasse bei ihren Hausaufgaben unterstützt. Der Schulalltag ist deutlich anders, als man ihn aus Deutschland kennt. Die Kinder der *Oasis* gehen nicht vormit-

tags, sondern nachmittags zur Schule und tragen Schuluniformen. Es wird sehr viel Wert auf Auswendiglernen gelegt. Eigeninitiative und selbstständiges Denken werden kaum gefördert. So muss den Kindern zum Beispiel beim Abschreiben sämtlicher Zahlen von 1 bis 100 oder beim Kopieren von Wörtern aus dem Wörterbuch geholfen werden. Dies sind natürlich Negativbeispiele, dennoch ist der Anspruch an die Kinder im Allgemeinen sehr niedrig. Dementsprechend viele Kinder befinden sich auf einem extrem niedrigen Bildungsstand. So kann die zehnjährige Diana, obwohl sie in der dritten Klasse ist, weder lesen noch schreiben. Daran kann man sehen, dass die Zuteilung und Versetzung der Kinder in ihre entsprechenden Klassenstufen ziemlich willkürlich abläuft. Ein Mädchen ►



■ Schuluniform in der *Escuela Primaria*

der zweiten Klasse, das bereits lesen und schreiben kann, wurde beispielsweise zurück in die erste Klasse versetzt, da sie für ihr Alter ungewöhnlich klein ist. Obwohl die Schule und die Klassen, welche die Oasis-Kinder besuchen, ziemlich klein sind ist das Niveau und das Tempo des Unterrichts sehr bescheiden, was zu großen Teilen an der schlechten Ausbildung, Motivation und Verantwortung der Lehrerinnen und Lehrer liegt. Die Lehrerin der dritten Klasse weiß beispielsweise nicht, wie man das Wort „Hamster“ korrekt schreibt. Häufiges Zuspätkommen von Seiten der Lehrerin kommt noch dazu, sodass die Freiwilligen oft einspringen müssen.

.....

Chiapas, im Süden des Landes, einer der ärmsten Bundesstaaten Mexikos. Hier macht die indigene Bevölkerung 25 Prozent der 4,3 Millionen Einwohner aus. Die Hälfte der indigenen Bevölkerung spricht kein Spanisch und ist somit komplett aus der mexikanischen Gesellschaft ausgegrenzt, vor allem was Bildung anbelangt. Chiapas hat die höchste Analphabeten-

quote des Landes. 170.000 Kinder gehen derzeit nicht einmal in die „Escuela Primaria“, auch wenn das mexikanische Gesetz Schulpflicht vorsieht. Die Verhältnisse in den öffentlichen Grundschulen der Armenkolonien sind schlecht. 40 Prozent der Grundschulen verfügen nicht über ausreichend Lehrkräfte, auf dem Land drücken Erst- und Viertklässler oft gemeinsam die Schulbank. Doch auch der Lernstoff weist hier riesige Lücken auf. So werden beispielsweise die Maya-Kultur und sämtliche indigenen Bevölkerungsgruppen des heutigen Mexikos als „vergangen“ dargestellt. Ein Kind indigener Abstammung muss also beim Lesen des Geschichtsbuchs feststellen, dass sein Volk bereits nicht mehr existiert. In Deutschland vergleichsweise würde man unter diesen Umständen vielleicht das Nazi-Regime in den Geschichtsbüchern außen vor lassen. Bilinguale Schulen für indigene Kinder gibt es kaum, auch wenn Mexiko Heimat von 62 verschiedenen indigenen Sprachen ist.

In San Cristóbal de Las Casas, Zentrum der indigenen Kulturen von Chiapas, sind 85 Prozent der Kinder und Jugendlichen, die auf der Straße ihr Geld verdienen und deswegen oft nicht in die Schule gehen können, *Indigenas*. Nicht ohne Grund erreicht Chiapas auf einer UNICEF-Entwicklungsskala von 1 bis 10 Punkten nicht einmal drei Punkte (gesamt Mexiko steht bei knapp sechs Punkten). Die Löhne liegen oft unter dem staatlich geforderten Mindestlohn von vier Dollar pro Tag, was gerade einmal für die Hälfte der nötigen täglichen Bedürfnisse eines Mexikaners reicht. Folgen sind Unterernährung und fehlende Hygiene,

eine extrem hohe Kindersterblichkeitsrate, Analphabetismus und nicht zuletzt Drogenmissbrauch und Kriminalität.

Die in Chiapas regierende mitte-links Partei PRD, *Partido de la Revolución Democrática*, hat mittlerweile Initiative gegen die verheerende Bildungslage ergriffen, mit wenig Erfolg in Bezug auf die junge Bevölkerung. Auf der Straße arbeitenden Kindern soll mit so genannten „becas“ geholfen werden. Geht das Kind regelmäßig zur Schule und unterzieht sich einmal monatlich einem staatlichen Gesundheitstest, bekommt es Zuschüsse von 400 Pesos im Monat, etwa 30 Euro. Ein als Schuhputzer arbeitender Junge, der nicht zur Schule geht, verdient jedoch wöchentlich im Durchschnitt 700 Pesos, weshalb der Schulbesuch für viele Kinder trotz der finanziellen Unterstützung des Staats nicht lukrativ ist. Ein weiteres Problem stellen die Traditionen der indigenen Bevölkerung dar. In den letzten 500 Jahren, seit der Eroberung durch die Spanier, wurden sie zur Arbeit gezwungen, aus der Gesellschaft ausgegrenzt und somit auch aus dem Bildungswesen. Nun wird versucht, dieser „Tradition der Arbeit“ ein Bildungsmodell entgegenzusetzen, welches in seinem Lernstoff die indigenen Bevölkerungen noch immer als „vergangen“ darstellt. Auf die Kultur und die Sprache der indigenen Bevölkerung wird auch bei der Wahl der Lehrer wenig Rücksicht genommen. So werden Lehrer, die keine indigene Sprache sprechen, in ländliche Gebiete geschickt, wo kaum Spanisch gesprochen wird. Wirklich Erfolg versprechend ist dieses Bildungsmodell nicht, einzige Bildungsalternative sind derzeit die Schulen der zapatistischen Gebiete, die versuchen, ein autonomes Bildungssystem aufzubauen.

Laut der offiziellen Statistik sind in Mexiko rund neun Prozent der Bevölkerung über 15 Jahren Analphabeten. Insgesamt sind rund 22,5 Prozent der über 15-jährigen ohne Schulabschluss, haben also nicht einmal die „Escuela Primaria“, die ►

■ Chiapas – Arbeit mit Kindern, die nicht zur Schule gehen



Grundschule, beendet. Das Abitur erreichen gerade einmal 18 Prozent und einen Hochschulabschluss haben lediglich 13,1 Prozent.

Auch die mexikanische Regierung der PAN, *Partido de Acción Nacional*, ist sich über das existierende Bildungsproblem in Mexiko bewusst und bemüht sich, mehr in den Bildungsbereich zu investieren. Zwischen 1995 und 2001 sind die Ausgaben für „Escuela Primaria“ und „Escuela Secundaria“ um 37 Prozent und die Ausgaben pro Schüler um 25 Prozent gestiegen. Trotz allem sind die Investitionen des Staates immer noch sehr gering. Pro Grundschüler gibt der Staat im Jahr 1357 US-Dollar aus, der von OECD als notwendig angesehene Betrag liegt allerdings bei 5,787 US-Dollar.

Dieselben Tendenzen sind auch bei den Ausgaben für die „Escuela Secundaria“ und „Preparatoria“ zu beobachten.

Auch wenn Mexiko noch weit vom Idealzustand entfernt ist, sind die Bemühungen des Staates zumindest ansatzweise zu erkennen. So hat die Regierung zum Beispiel ein Programm entworfen, welches Familien aus einfachen Verhältnissen finanziell unterstützen soll, damit sie sich Dinge, wie Schuluniformen und weitere wichtigen Materialien, leisten können. Das Problem hierbei ist leider, dass viele Eltern nicht viel Wert auf die Schulbildung ihrer Kinder legen und sich somit nicht bemühen, in dieses Programm aufgenommen zu werden oder gar nicht erst davon wissen. Es wäre wichtig, die Eltern und auch schon

die Kinder davon zu überzeugen, dass eine gute Schulausbildung zur Verbesserung ihrer Situation beitragen und eine Grundlage zum Ausweg aus der Armut bilden kann, auch wenn es kein Patentrezept ist. Wichtig wäre es weiterhin, die scheinbar unüberwindbaren Mauern zwischen der armen und der reichen Bevölkerung, zwischen Mestizen und Indigenen, zu durchbrechen und eine Chancengleichheit herzustellen.



Quellen:

www.inegi.gob.mx

« Panorama de la educacion » – OECD

www.wikipedia.org

www.meleljobal.org.mx

Fotos: privat



■ **Thalea Gundert**, 19 Jahre, und **Marco Hamann**, 20, Jahre, leisten seit Anfang September ihren Freiwilligendienst in Guadalajara, Mexiko, im Kinderheim *Oasis* und im Streetwork-Projekt *Acortar Distancias*.



■ **Moritz Binz**, 20 Jahre. Moritz arbeitet seit September 2006 in San Cristobal de las Casas, Mexiko, im Projekt *Melel Xojobal* und ist Leiter des Ressorts Politik & Soziales.



Bolivien

Der Männerknast

Centro de rehabilitacion para varones „San Sebastián“

von Simon Schultz von Dratzig,
Bolivien

Von außen weist nur ein kleines Schild auf das hin, was sich hinter den Mauern des fast fensterlosen Gebäudes in der Nähe der Innenstadt von Cochabamba, Bolivien, befindet. Nur eine schiefe, grüne Tür trennt die Freiheit von einer anderen Welt, einer anderen Gesellschaft.

Wie ist ein Gefängnis? Man ist eingesperrt, hat seine Zelle, bekommt sein Essen und seinen Freigang, man hat ein Bett, kann sich duschen, vielleicht sogar arbeiten,

wahrscheinlich gibt es eine Bibliothek, um etwas Ablenkung zu finden und man schaut durch Gitterstäbe. So jedenfalls in Deutschland.

Streicht man nun all diese Vorstellungen aus unserem Gedächtnis, außer die der Gitterstäbe, landet man gedanklich in „San Sebastián“. Das „Rehabilitationszentrum“ besteht im Grunde genommen nur aus einem mehr oder weniger großen Gebäude, das außer einigen wenigen, kleinen Fenstern nur einen Eingang besitzt. Um ins Innere zu gelangen, muss man einen mit Menschengedränge versperrten Torbogen passieren, wird kurz anhand des Ausweises identifiziert

und mit einem Stempel markiert. Was nun folgt ist in deutschen Gefängnissen kaum vorstellbar. Der grüne Lack blättert von der hölzernen Eingangstür ab, die mehr Luft als Holz ist. Sie ist die einzige Barriere, die öffentliche Plätze, Märkte, Schulen und Restaurants von den Dieben, Kinderschändern, Mördern und sonstigen Straftätern trennt.

Und dann? Grausame Wächter, leerer Innenhof und bedrückende Stille? Nichts dergleichen, im Innenhof ist der Teufel los. Es gibt Garküchen, Friseure, die ihre Dienste feilbieten, Schuster, die jegliche Fußbekleidung flicken und Schuhputzer, die sie danach sauber machen. Rund um den patio, den Innenhof mit Bolzplatz, liegen auf zwei Stöcken Läden, Toiletten, kleine Kammern mit Matratzen und sogar geräumige Wohnungen.



Vom „Hühnchen überm Grill“ bis hin zum Kleiderstand, alles ist hier zu finden. Jeden Tag darf eine kleine Gruppe Gefangener, natürlich bewacht, nach draußen in die Freiheit, um die Insassen mit Einkäufen am Leben zu erhalten. Hier ergibt sich nun das eigentliche Problem. All diese Einkäufe muss natürlich auch bezahlt werden. Und dafür kommt natürlich nicht der Staat auf. Wenn man arm ist, vor Gericht gestellt wird und zu einer Gefängnisstrafe verurteilt wird, ist die Lage für viele bereits aussichtslos. Denn in Bolivien bedeutet „Haft“, dass man das Gefängnis nicht verlassen darf. Weitere, darüber hinaus gehende Bedingungen, gibt es nicht. Keine feste Zelle, kein Essen, keine strenge Bewachung. Um hier überleben zu können braucht man andere Mittel. Das Essen kostet, die Matratze kostet, der Raum für die Matratze kostet, Kleidung kostet, alles kostet. Nur die Luft ist umsonst, aber die kann dir auch sehr schnell genommen werden. Deswegen arbeitet jeder, was er kann, verdient sein Geld im Gefängnis. Der eingesperrte Schuster schustert, der Koch macht eine Garküche auf. Diejenigen, die sich nichts leisten können, wie zum Beispiel aufgefasste Straßenkinder, hungern und schlafen auf dem nackten Betonboden. Jeder macht das, was er „draußen“ auch gemacht hat, jeder macht, was er kann. Es wäre also ein wirtschaftliches Wunder, wenn diese Mikroökonomie in so kleinem Rahmen ohne Verbindung nach Draußen funktionieren könnte. Deswegen ist der Eingang grundsätzlich überfüllt. Viele Verkäufer und Verkäuferinnen und Angehörige warten darauf, dass ein bisschen Geld durch die Löcher der auseinander fallenden Tür gegeben wird, egal in welche Richtung, egal wofür. Um Kosten zu sparen, wohnen einige Frauen und Kinder bei ihren eingezäunten Männern. Morgens, mittags, abends; solange die Tür

offen ist herrscht ein reger Verkehr. Schulkinder, Hausfrauen, Händler.

Aber wie funktioniert ein solcher Apparat ohne jegliche Kontrolle? Weder Staat noch Polizei haben innerhalb der Mauern viel zu sagen und trotzdem regieren hier nicht Gewalt, Anarchie, Mord und Totschlag. In „San Sebastián“ lebt man die Autonomie. „San Sebastián“, der sozialpolitische Brennpunkt der letzten Jahre, ist heute Erfolgsmodell, wenn auch aus Notwendigkeit. Es gibt eine gefangeneninterne Verwaltung. Sie regelt die Einkäufe außerhalb, erarbeitet Richtlinien, stellt Gesetze auf und achtet darauf, dass diese auch eingehalten werden. Wer zum Beispiel die Frau eines Mitinsassen vergewaltigt, darf sich nicht wundern, wenn er am nächsten Morgen nicht mehr aufwacht.



■ **Escuela Móvil (mobile Schule) vor dem Männerknast „San Sebastián“**

Foto: privat

Wer zum ersten Mal durch die grüne Tür geht, hat ziemliche Angst, immerhin befinden sich hier jene Menschen, die in Bolivien schnell als der „Abschaum der Gesellschaft“ gelten. Mörder, Vergewaltiger, Räuber, Diebe, Einbrecher, Gewalttätige, Schwerverbrecher. Alle nur einen Atemzug vom gesellschaftlichen Leben in Freiheit entfernt. Aber nach einer Stunde Arbeit mit den Kriminellen merkt man, dass auch sie Menschen sind und die gleichen Probleme haben, egal welchen Alters. Von über 50 Jahren, Mitte 30, gerade Erwachsen oder noch unter zehn. Das Gesetz macht keine Unterschiede: Autounfall mit einem Toten und schuldig? - Willkommen in „San Sebastián“!

“Das ‘Centro de rehabilitación para varones San Sebastián’ gleicht einer Stadt in mitten den Stadt. Hier sind alle Schichten der

Gesellschaft vertreten, wenn auch die “clase baja”, die durchschnittliche, einfache Bevölkerung überwiegt. Dadurch, dass man auch in diesem urbanen Mikrokosmos für alles, wie z.B. auch für das Recht, auf dem Boden zu schlafen, bezahlen muss, stehen Korruption und Vettrenwirtschaft auf der Tagesordnung. Die Hierarchie ist einfach: wer Geld und Kontakte besitzt, kommt weiter; wer nicht, verliert. Die Statusunterschiede sind nicht allein durch den Vergleich Betonboden und eingerichtete Suite mehr als offensichtlich.

(...)

Der Ruf des Gefängnisses als Zentrum des Drogenhandels und organisierten Verbrechens kommt nicht von ungefähr. Viele lokale Drogendealer kaufen ihre Ware bei den Bossen, die in Apartments im Knast ihre Strafe absitzen.

Alles in allem ist der Bau keineswegs sicher. Weder für die Insassen, noch für die zivile Bevölkerung. Die fehlende Polizeipräsenz kann weder Ausbrüche noch Morde innerhalb der Vollzugsanstalt verhindern oder solchen Vorkommnissen gar vorbeugen. Trotz der miserablen Lebensumstände der meisten Gefangenen kommt es oft dazu, dass viele länger bleiben als vom Gericht beschlossen wurde. Sei es durch Justizfehler oder aus eigenem Antrieb. Mit der Zeit gewöhnt man sich an das Leben im Gefängnis, verliert das Bedürfnis, am hektischen Leben außerhalb, in dem man meist keinen Platz zum Wiederanfang oder Ort zum Zurückkehren mehr hat. Warum also nicht einfach bleiben, wo es besser ist?

(...)

Eines ist mir in meiner Arbeit im ‘Centro de rehabilitación para varones San Sebastián’ sehr stark aufgefallen. Die Insassen haben sich im Laufe ihrer Zeit im Gefängnis verändert. Sie besitzen die Muse, sich nur auf eine Sache zu konzentrieren. Keine Ablenkung, kein Nebensächlichkeiten. Warum? Sie haben alle Zeit der Welt.”

Kommentar von Bernardo Franck-Muller, Direktor des “Teatro Hecho a Mano”

11.07.07, Übersetzung: Simon Schultz v. Dratzig



■ **Simon Schultz von Dratzig**, 20 Jahre, leistet seit Ende August in Bolivien seinen Freiwilligendienst mit der Weltweiten Initiative.



Argentinien

Vom Marsch für das Leben

Marcha Por La Vida durch Argentinien

von Julian Wiedenhaus
und Patrick Wagner, Argentinien

Wie jedes Jahr arbeiten zwei Freiwillige der Weltweiten Initiative e.V. in dem Sozialprojekt *Fundación Ayuda a la Niñez y la Juventud Che Pibe*, das sich im *Villa Fiorito*, ein marginalisiertes Viertel im Süden von Buenos Aires, befindet. *Che Pibe* hat eine linksgerichtete politische Haltung, vielleicht ein Grund dafür, dass es sich besonders stark für die Rechte der Armen und Schwachen einsetzt und eine Gleichberechtigung für diese schaffen möchte.

Die politische Richtung wirkt sich ebenfalls auf die Erziehung der Kinder und Jugendlichen im Projekt aus. Neben dem Angebot einer Bildungs- und Essensstätte versucht *Che Pibe* auch die jungen Leute kreativ anzuregen und eine kritische Haltung gegenüber der aktuellen Politik sowie der argentinischen Vergangenheit zu vermitteln.

Um dies zu verwirklichen, diskutiert man in Gruppen über die Geschichte und Politik des Landes. Einige dieser Themen sind zum Beispiel die Vertreibung der Ureinwohner, die Fehler der ehemaligen argentinischen Präsidenten, die Militärdiktatur, der Falklandkrieg oder auch die Gründe der Wirtschaftskrise. Zu diesen Anlässen wird gebastelt oder gemalt, man lädt Zeitzeugen, wie Veteranen, zu offenen Gesprächskreisen ein, oder die Meinungen werden durch Lieder verkündet.

Die Mitarbeiter sind mit Herzblut bei der Sache und teilen meist die politische Richtung des Projektes. Um diese auch in die Öffentlichkeit zu tragen, ist das Projekt eng mit zwei großen argentinischen



■ „Nicht ein junger Kerl weniger“ - der „Kopf“ des Protestzugs

Foto: privat

Organisationen verknüpft: der *Central de los Trabajadores Argentina* (CTA), Zentrale der argentinischen Arbeiter, und den *Chicos del Pueblo*, Kinder des Volkes.

Die CTA hat sich im Jahre 1991 von der *Confederación General del Trabajo de la República Argentina* (CGT) abgespalten

■ Protestplakat der Chicos del Pueblo



und stellt somit die zweitgrößte Arbeiterpartei des Landes dar. Allerdings wurde diese erst im Jahr 1997 von der Regierung Menems offiziell als Arbeitersyndikat anerkannt. Die Mitgliedschaft ist für alle argentinischen Arbeiter offen, weshalb sich die CTA einer großen Beliebtheit, vor allem in den unteren Arbeiterschichten, erfreut. Die Organisation unterscheidet sich von einer normalen Gewerkschaft, da sie unabhängig von der Regierung, wirtschaftlichen Gruppen und Parteien handelt, und die Ämter direkt und geheim gewählt werden. Allgemein versucht die CTA die Rechte und Interessen der Arbeiter zu verteidigen und wirbt vor allem mit dem Leitspruch „*el hambre es un crimen*“, „Hunger ist ein Verbrechen“.

Aber auch das Leitmotiv der *Chicos del Pueblo* steht für die Erschaffung eines Argentiniens mit genug Arbeitsplätzen und menschlichen Bedingungen für alle Einwohner. Innerhalb der bereits 1987 gegründeten Organisation sind mehr als 400 Nichtregierungsorganisationen eingebunden, die mit Kindern und Jugendlichen ►

aus den ärmeren Bevölkerungsschichten zusammenarbeiten. Im Jahr 1997 wurde *Chicos del Pueblo* in die CTA eingegliedert, was eine engere Zusammenarbeit der beiden Gruppierungen zur Folge hatte.

2001 haben sich die beiden Organisationen zum ersten Mal entschlossen eine *Marcha por la Vida*, also einen Marsch für die Lebensrechte, wie schulische Bildung, medizinische Versorgung oder das tägliche Essen, zu organisieren. Und auch dieses Jahr wurde ein zwölf-tägiger Marsch durch sechs Provinzen, vom Nordosten des Landes bis in die Hauptstadt von Argentinien durchgeführt. Am Marsch haben vor allem Kinder und Jugendliche, die von Erziehern betreut wurden, teilgenommen. Jeden Tag gingen Hunderte von ihnen über die wichtigsten Straßen Argentiniens und versuchten mit Plakaten und einstudierten Gesängen auf sich aufmerksam zu machen. Genächtigt wurde auf dem Boden in öffentlichen Gebäuden, manchmal mussten die Kinder auf den Sitzen des Reisebusses schlafen. Morgens fuhr die vielen Busse in die nächste Stadt, um dort ebenfalls ihre Meinungen zu verkünden. Auf der zweiwöchigen Reise wurden beachtliche 4.600 Kilometer zurückgelegt.

Der Abschluss des Marsches fand in der Landeshauptstadt Argentiniens, Buenos Aires, statt. Knapp 50 Straßenblocks ging es durch das Zentrum bis vor das Casa Rosada, dem Regierungsgebäude auf der *Plaza de Mayo*. Es schlossen sich auch viele andere Gruppierungen und Menschen an diesem Tag dem Protestzug an, sodass selbst die 17-spurige *Avenida de Julio*, eine der größten Straßen der Welt, zeit-



■ Kinder von „Che Pibe“ fordern ihre Rechte ein

weise gesperrt wurde. Auf dieser letzten Etappe beteiligten sich viele Erzieher und Jugendliche von *Che Pibe* an dem Marsch, um die Teilnehmer dieser Organisation zu unterstützen. Sie versuchten so ihre Rechte auf Glück und Unbeschwertheit einzuklagen. In den Ghettos der Stadt solle es mehr Chancen auf Bildung geben, da die Menschen sich ansonsten im Teufelskreis der Armut gefangen befänden.

Allgemein will der Marsch auf die Missstände in Argentinien hinweisen. Die Armut, welche sich durch die Wirtschaftskrise 2001 noch verschärfte, führt zu Obdachlosigkeit und Hunger, gerade für die Kinder. Krankheit und Arbeitslosigkeit verschlimmern die Situation über die Jahre. Argentinien ist kein armes Land, jedoch ist das Geld ungerecht verteilt. Die Erholung der Wirtschaft hat die Reichen noch reicher gemacht, den Hunger der Armen jedoch nicht gestillt. Die sozi-

ale Schere hat sich weiter geöffnet. Dies prangert der Marsch an und fordert mehr Solidarität und Fingerspitzengefühl der Reichen und der Politik gegenüber den Besitzlosen. ■■



■ ¡Ni un pibe menos!



◀ **Patrick Wagner**, 20 Jahre, und **Julian Wiedenhaus**, ▶ 21 Jahre, arbeiten seit September 2006 in Buenos Aires im Projekt *Che Pibe*.



Quellen:

<http://200.69.2.24/www.pelotadetrampo.org.ar/>
<http://www.cta.org.ar/>
http://es.wikipedia.org/wiki/Confederaci%C3%B3n_General_del_Trabajo_Argentina
http://es.wikipedia.org/wiki/Central_de_Trabajadores_de_la_Argentina
<http://www.cta.org.ar/base/IMG/gif/hambrecriimen2g.gif>

Argentinien

Eine menschenunwürdige Arbeit

Die *Cartoneros* von Buenos Aires

von Patrick Wagner, Argentinien

Den meisten wird der Begriff *Cartonero* nicht geläufig sein. *Cartoneros*, das sind Menschen, die im Müll nach recycelbaren Materialien suchen und diese dann verkaufen. Wie kam es eigentlich zu dieser Entwicklung und was hat es damit auf sich?

Während der letzten großen Wirtschaftskrise zwischen 1998 und 2002 in Argentinien stieg die Armutsrate auf bedenkliche 57% an und das ehemals sehr reiche Land konnte von nun ab als „Dritte Welt“ betrachtet werden. Als Folge davon wurden die Straßen in Buenos Aires von einem noch nie da gewesenen Armeenheer überschwemmt, welches damit begann, sich sein tägliches Brot durch die damals illegale Aktivität der *Cartoneros* zu verdienen.

Als Reaktion dieser Entwicklungen reichte der argentinische Staat bereits Ende des Jahres 2001 einen Gesetzesentwurf für das Ley 992 (Gesetz 992) ein, welches im Januar 2003 offiziell verabschiedet wurde. Es beinhaltet folgende Punkte:

- Den *Cartoneros* ist es erlaubt, recycelbares Material in den Straßen zu sammeln.
- Es darf kleine und mittelgroße Firmen geben, die mit dieser Aktivität zusammenarbeiten.
- Die *Cartoneros* dürfen sich in Gruppierungen vereinen.

Von nun an war die Arbeit der *Cartoneros* offiziell vom Staat anerkannt. Aber was sind *Cartoneros* eigentlich genau? Da es in Argentinien kein Recyclingsystem gibt, werden Papier, Plastik, Karton und Glas



■ *Cartoneros* auf dem Weg zur Arbeit

Foto: privat

zusammen in den Abfall geworfen. Und genau diese kostbaren, wieder verwertbaren Rohstoffe sammeln die *Cartoneros* im Müll des Capital Federal von Buenos Aires, um es dann später verkaufen zu können. Einen Euro kann man mit vier Kilo weißem Papier, zehn Kilo grünen Plastikflaschen oder 14 Kilo Karton verdienen. Sozusagen tröpfeln einige Pesos von dem Müll der Reichen in die Hände des Armenheeres, das um die Großstadt herum in Ghettos lebt.

Ich arbeite im *Casa de joven* (Jugendhaus) des Projektes *Che Pibe* mit vielen jungen Müllsammlern zusammen. Um ihre harte Realität besser verstehen zu können, begleitete ich den Projektjungen Chucky für eine Woche bei seiner täglichen Arbeit. An dieser Stelle möchte ich von meinen Erfahrungen als *Cartonero* berichten und hierfür einen Arbeitstag beschreiben. -

An diesem Montag gehe ich nicht wie gewohnt nach der Projektarbeit im *Villa Fiorito* (Slum Fiorito) nach Hause. Ich setze mich an die dem Projekt gegenüberlie-

gende Straßenseite und warte auf meine ungewöhnliche Verabredung. Denn heute werde ich mich an dieser Kreuzung mit Chucky treffen. Chucky ist 16 Jahre alt, hat erst letztes Jahr die fünfstufige *Primaria* (erste Schulstufe in Argentinien) abgeschlossen und besucht nun die *Secundaria*

(letzte, siebenstufige Schulstufe). Auf mich macht der Junge einen sehr vernünftigen Eindruck, er ist clever und hat eigene Vorstellungen von seiner Zukunft: „Ich will mit meiner Freundin zusammenziehen und mein eigenes Zimmer mit allem was man braucht ausstatten“. Um sich diesen Traum zu verwirklichen, wird Chucky noch viel Geld sparen müssen. Denn das Arbeitsangebot ist, in so einem marginalisierten Armutsviertel, wie es *Villa Fiorito* darstellt, nicht besonders groß. Deswegen arbeiten viele Jungen und Alten in einem Sektor, der in Deutschland völlig unbekannt ist: sie sind *Cartoneros*. Und auch Chucky verdient sich sein täglich Brot mit dieser Form des Arbeitens. 150 Peso (etwa 37,50 €) sind ►

das pro Woche. Aber eigentlich könnte man annehmen, dass Chucky ein ganz normaler Junge ist, der in die Schule geht und lediglich seine Jugend genießen will. Als er die Straße hinaufgelaufen kommt, erkenne ich ihn schon von weitem an seiner Kleidung: seine Baseballcap tief ins Gesicht gezogen, weite lässige Jeans und dazu ein Nike T-Shirt. Nur die Umgebung um ihm herum trübt das Bild des ganz normalen Jungen: alles im *Viertel Fiorito* ist voller Müll, die Häuser an der Erdstraße sind in einem miserablen Zustand und davor läuft die Kloake in schmalen Rinnsalen ab.

„Gleich geht’s los. Ich habe den Karren schon auf den LKW geladen.“, begrüßt er mich mit einem freundlichen Handschlag. Kurze Zeit später hört man schon den alten Diesellastwagen von weitem herankommen. „*Los Mochos*“ heißt er, erklärt mir Chucky. Und dann kann ich ihn auch erkennen: es sind circa dreißig andere *Cartoneros* darauf. Viele sitzen weit über der Straße, auf den Seitenwänden der Ladefläche des LKW. Irgendwie habe ich bei der Vorstellung, auf diesem LKW mitzufahren, kein sehr gutes Gefühl. Aber mir bleibt nicht viel Zeit zum Nachdenken, denn Chucky drängt mich schon dazu aufzusteigen. Als ich endlich oben bin, verschwindet dieses komische Gefühl einfach nicht. Ich denke mir, das ist nicht meine Welt und schaue mich um: ein zwölfjähriges Mädchen, ein kleiner achtjähriger Junge mit seinem Vater, ein junges Liebespaar, das sich vor dem Wind schützend eng zusammen kuschelt, ein alter Mann mit schiefen, schwarzen Zähnen und viele andere junge Leute. Und mittendrin ein Deutscher, der im Vergleich zu diesen Personen wohl steinreich sein

muss. „Hier gehöre ich nicht her, das ist nicht meine Welt“, denke ich leise vor mir her. Die fünfzigminütige Fahrt geht durch das Ghetto auf kaputten Straßen, vorbei an Müllhaufen und Blechbaracken, in die Richtung des *Capital* los. Dort angekommen treffen zwei Welten aufeinander: auf

sen wir immer am Straßenrand laufen, was extrem gefährlich beim starken Verkehr in Buenos Aires ist. Oft kommt es vor, dass die Autos haarscharf am Karren vorbeifahren. Chucky teilt mir mit, dass wir jetzt seine normale Route ablaufen. „Die Leute hier kennen mich schon und halten den Abfall für mich bereit“, erklärte er mir. An der ersten Straßenecke warten auch schon einige schwarze Müllbeutel darauf geöffnet zu werden. Zunächst schaue ich Chucky zu und lasse mir erklären, was alles verwertbar sei: Karton, Glas- und Plastikflaschen, Shampoo- und andere Plastikgefäße, Dosen, Zeitungs- und weißes Papier. Was Chucky nicht sammelt sind: Konservendosen, Spraydosen und schon recyceltes Papier - „das bringt zu wenig Geld ein“, meint er.

Nach einer Zeit gewöhnt man sich daran, Müllbeutel aufzureißen und darin herumzusuchen, obwohl es stets von einem großen Ekelgefühl begleitet ist. Zum Beispiel wenn man auf Damenbinden, Babywindeln, benutztes Klopapier, Katzenstreu oder Essensreste trifft. Allen

verwertbaren Müll lädt man in die riesigen Beutel auf den Karren. Der richtige Abfall wird in die Säcke zurückgegeben und wieder ordentlich an seinem Platz abgestellt. Vielleicht darf Chucky den Müll von den großen Mietshäusern durchsuchen, weil er so sauber arbeitet, dachte ich mir. Denn so wie er gesagt hatte, warteten die Portiere der Wohnblocks schon darauf, ihn den Müll abholen zu lassen. Der Junge grüßt sie freundlich, schleppt darauf die großen Beutel heraus, welche zur nächsten Kreuzung getragen und dann inspiziert werden. Durch dieses Abkommen mit den Portiers läuft Chucky nicht Gefahr, dass ihm ►



■ Arbeitsplatz der *Cartoneros*: Straßenschlucht in Buenos Aires

Foto: privat

den Straßen fahren schicke Autos, auf den Gehsteigen laufen Männer in Anzügen und die riesigen, modernen Gebäude werfen ihre langen Schatten auf den Lastwagen der *Cartoneros*. Irgendwie schon ein komisches Gefühl all diesen Reichtum zu sehen, wenn man sich unter Armen befindet. „Was denken sie, wie fühlen sie sich?“, frage ich mich immer und immer wieder.

Endlich sind wir am Ziel. Wir steigen ab, laden den Karren mit zwei großen Säcken (jeweils etwa ein Kubikmeter Inhalt) vom großen LKW und dann geht es auch schon los. Aufgrund der Größe des Karrens müs-

andere *Cartoneros* zuvor kommen und ihm die wertvollen Schätze klauen. Denn einen Ehrenkodex gibt es: „Die Müllbeutel, die gerade von anderen *Cartoneros* durchsucht werden, darf ich nicht anfassen“, erklärt mir Chucky. So ziehen wir nun von Haus zu Haus, von Müllbeutel zu Müllbeutel und laden ständig die gefundenen Sachen auf unseren Karren, bis beide Säcke komplett voll sind. Dann ziehen wir mit den voll beladenen Karren zurück zum Lastwagen, aber nicht ohne die Gelegenheit zu verpassen, bei einem *Kiosco* (Kiosk) anzuhalten, um uns die Hände zu waschen, eine Cola zu trinken und ein Sandwich zu Essen. Chucky läßt selbstverständlich ein. -

Zusammenfassend muss ich sagen, dass es für mich eine sehr komische Situation war, im Müll zu wühlen während andere Leute an mir vorbeilaufen. Normalerweise sehe ich die Szene genau aus der anderen Perspektive. Nun frage ich mich aber, was sich die Leute denken, wie sie sich fühlen, in welchem Licht sie mich sehen. Ich zumindest bin jedes Mal peinlich berührt, wenn ich *Cartoneros* auf den Straßen von Buenos Aires sehe. Aber ich glaube für die *Porteños* (Einwohner von Buenos Aires) ist das ein so normaler Anblick, dass sie einfach weg schauen und sich keine Gedanken darüber machen. In dieser Woche bin ich in eine Welt eingedrungen, die eigentlich nicht für einen „reichen“ Deutschen geschaffen ist und konnte somit prägende Erfahrungen sammeln. Aber vor allem eines habe ich während der Zeit gelernt: Respekt. Respekt gegenüber *Cartoneros* zu haben.

Chucky ist übrigens kein Einzelfall. Laut einer UNICEF Argentina Studie aus dem Jahr 2005 gibt es in den Straßen von Buenos Aires 8.762 *Cartoneros*, wovon mehr als die Hälfte Kinder und Jugendliche sind. Diese Zahl halte ich aber für sehr optimistisch. Die wahre Dunkelziffer wird weitaus höher liegen. ■■

Information zum Autor s. S. 15

Brasilien

Hungermacher oder Klimaschützer? Treibstoff Ethanol in Brasilien

von Leon Thurner, Brasilien

Die Geschichte der alternativen Treibstoffe in Brasilien begann in den 70er Jahren unter der Militärdiktatur, die mit einem „Pro-Alkohol“-Programm den ersten brasilianischen Alkohol-Boom auslöste. Umweltschützer waren die Militärs freilich keine; sie förderten die Herstellung von Ethanol um den Grundbesitzern, deren Familienclans eng mit der Regierung verwoben waren, in Zeiten niedriger Zuckerpreise weitere Einnahmequellen zu erschließen. Außerdem war der Staat kurz nach dem großen Ölschock daran interessiert von Ölimporten unabhängig zu werden.

Und so schob die Regierung mit Milliardensubventionen, billigen Krediten und Steuerbefreiungen die Ethanol-Produktion an. Außerdem verdonnerten die Militärherrscher kurzerhand die drei großen Autohersteller Brasiliens Alkohol-Autos herzustellen und die Tankstellenketten ein entsprechendes Tankstellen-Netz aufzubauen. Für die Autobauer war das jedoch alles andere als eine Strafe, denn das Programm wurde ein voller Erfolg und verhalf ihnen zu Milliarden-Gewinnen. Die „Schnaps-Autos“ verkauften sich bestens, da der Alkohol dank höherer Energiedichte leistungsfähiger war als das herkömmliche Benzin und dazu noch billiger, wodurch der etwas höhere Verbrauch ausgeglichen wurde.

Die Schnaps-Autos boomten und auf dem Höhepunkt Mitte der Achtziger fuhr über 90 Prozent aller Automobile mit Ethanol, denn billiger und schneller waren zwei unschlagbare Vorteile, die sich

(fast) kein Brasilianer entgehen lassen wollte. Doch wie jeder Boom hatte auch dieser ein baldiges Ende: Der Benzinpreis sank wieder, und mit jedem Cent, den der Benzinpreis abnahm, wurde das Geschäft mit dem Ethanol unrentabler. Dazu kam, dass die Ethanolindustrie sich mit der Regierung um Subventionen stritt, welche kurzerhand die Belieferung der Tankstellen mit Ethanol komplett einstellte - um zu zeigen wer den Ton angibt. Auch wenn dieser kleine Streik nur zwei Wochen andauerte, verspielte die Ethanol-Industrie damit das Vertrauen der Brasilianer, die nicht von den Launen und Machtspielen der Superreichen abhängig sein wollten.



Die Militärs konnten ihr Alkohol-Programm nur noch durch Milliarden-Zuschüsse konkurrenzfähig halten. Langfristig konnte sich der fast bankrotte Staat das jedoch nicht leisten und beschloss schließlich die Subventionen zu streichen - das Aus für Pro-Alcool. Ohne die Unterstützung des Staates war die Ethanol-Herstellung nicht mehr rentabel, weshalb

die Ethanolproduzenten wieder auf den Rohstoff Zucker umstiegen. Das Resultat waren riesige Schlangen an den Tankstellen und leere Tanks, denn den Brasilianern fehlte auf einmal das Ethanol: die damaligen Autos waren reine Alkoholiker und konnten nicht mit Benzin betankt werden. So wurden die Ethanol-Schlucker also eingemottet und wieder auf das altbewährte Benzin umgestellt, der Traum der brasilianischen Öl-Unabhängigkeit schien ausgeträumt.

Doch der Alkohol erlebte eine Wiedergeburt. 2003 brachte Volkswagen als erster Konzern ein so genanntes Flex-Auto auf den Markt, ein Auto, das sowohl mit Benzin als auch mit Alkohol fährt - in jeder beliebigen Mischung. Ein Sensor im Inneren des Tankes erkennt die Anteile der Kraftstoffe und stellt den Motor entsprechend ein. Die anderen Autokonzerne zogen schnell nach, als sie sahen, wie gut sich die Misch-Autos verkauften und innerhalb von nur zwei Jahren schnellte der Anteil der Flex-Fahrzeuge an zugelassenen Neuwagen von 3 % auf unglaubliche 80 %. Anfang dieses Jahres hat VW sogar komplett auf Flex umgestellt, reine Benziner laufen in brasilianischen VW-Fabriken seither gar nicht mehr erst vom Band. Die Zuckerproduzenten haben ihre alten Ethanol-Fabriken inzwischen wieder angeworfen und die Brasilianer haben wieder Vertrauen in den grünen Treibstoff gewonnen, denn um Lieferungsschwierigkeiten oder Preiserhöhungen brauchen sie sich keine Gedanken mehr zu machen - zur Not läuft das Flex-Auto ja auch mit Benzin. Auch die brasilianische Regierung hat reagiert und das *Pro-Alcool*-Programm aus den Siebzigern wieder aufleben lassen. Heute werden dem normalen Benzin per Gesetz 25% Alkohol beigesetzt, eine Maßnahme, die keinen speziellen Motor voraussetzt und außerdem die in Deutschland verbreiteten Additive ersetzt, eine billigere und umweltfreundlichere Lösung. Ethanol erlebte eine wahre Renaissance und

das Geschäft mit dem Hochprozentigen läuft bis heute erstklassig. Brasilien ist inzwischen mit 17 Milliarden Litern jährlich der größte Ethanol-Hersteller der Welt, 37% der weltweiten Produktion gehen auf das Konto des lateinamerikanischen Riesen. Dementsprechend profitiert auch die brasilianische Wirtschaft vom Hype um



■ Zuckerrohrplantage in Brasilien

das Ethanol. Rund eine Million Brasilianer profitieren direkt, nämlich all diejenigen, die auf Zuckerrohrplantagen und in Ethanol-Fabriken angestellt sind - auf ein 180 Millionen Einwohner-Volk gemessen an der Bedeutung des Wirtschaftszweigs nicht allzu viel. Hinzu kommt, dass auf den Zuckerrohrplantagen unmenschliche Arbeitsbedingungen herrschen: der Lohn eines Zuckerrohrschneiders liegt bei drei Reais (etwas mehr als ein Euro) pro geernteter Tonne, ein Arbeiter schafft durchschnittlich acht Tonnen täglich. Außerdem ist die Hälfte der Zuckerrohrschneider nur temporär beschäftigt und durch Mechanisierung der Zuckerrohrernte gehen mehr und mehr Arbeitsplätze verloren.

Doch trotz dieser mageren Zahlen könnte Ethanol Brasilien den Sprung zum Industrieland ermöglichen. Denn wenn die Prognosen aller Experten tatsächlich eintreffen, dann wird Ethanol in Kürze das größte und wichtigste Exportgut Brasiliens. Allein für die Schaffung der Infrastruktur werden Milliarden fließen, Straßen und Pipelines müssen gebaut werden, der Transport muss organisiert und durchgeführt wer-

den, Maschinen müssen entworfen und gebaut werden etc. Der wirtschaftliche Vorteil für Brasilien liegt darin, dass kein Rohstoff exportiert wird, sondern die komplette Wertschöpfungskette innerhalb Brasiliens liegt.

Doch Ethanol ist nicht nur für Brasilien von Bedeutung, es könnte sich für die ganze Menschheit als nützlich erweisen, nämlich als Waffe gegen die Erderwärmung. Denn die Herstellung ist völlig CO₂-Neutral: aus dem Auspuff der Schnaps-Autos strömt nur so viel CO₂, wie die Zuckerrohr-Pflanze der Luft beim Wachstum entzogen hat. Auch die Herstellung des Zuckerrohrs verursacht keine CO₂-Emissionen, denn die Energie für die Herstellung stellen die Ethanol-Fabriken selbst her, in dem sie das ausgequetschte

Zuckerrohr verbrennen und somit ausreichend Energie für die Raffinerie des Ethanols erzeugen. Allein dieser Vorteil wäre im Grunde ausreichend, um sofort massiv auf Ethanol zu setzen, denn die Klimaerwärmung ist das wohl dringendste Umweltproblem unserer Zeit und Experten geben der Menschheit nur noch 15 Jahre um den CO₂-Ausstoß drastisch zu verringern, wenn wir nicht in eine unumkehrbare Klimakatastrophe hineinschlittern wollen. Man sollte also bei allen kritischen Statements zu Ethanol immer im Hinterkopf behalten, wie unbedeutend manche Argumente im Gegensatz zu diesem enormen Vorteil erscheinen müssen. Jedoch muss bei der CO₂-Bilanz ganz genau hingeschaut werden: wie viele Düngemittel werden verwendet, die auf Erdöl basieren und somit die CO₂-Bilanz des Biostoffs verschlechtern? Werden Wälder, insbesondere der für unser Klima entscheidende Regenwald, gerodet um Plantagen zur Gewinnung von Ethanol anzulegen? Eine Abholzung des Regenwalds für Zuckerrohr-Plantagen ist zwar nicht nötig, denn dieser ist weit anspruchsloser als Soja, jedoch könnten die sich ausbreitenden Zuckerrohr-Plantagen die Soja- ►

Felder in den Regenwald verdrängen und somit indirekt die Rodungen unterstützen.

Doch nicht nur den Klimaschutz hat das Ethanol auf seiner Seite, auch für die Luft wirkt sich der Bio-Brennstoff besser aus als herkömmliches Benzin. Freilich erzeugt auch das Alkohol-Auto umweltschädliche Stoffe, die die Luft verpesten, jedoch deutlich weniger als ein Benzin- oder Diesel-Auto. Es ist zwar fraglich ob Ethanol die endgültige Lösung für unser Umweltproblem darstellt, aber im Moment ist es die beste verfügbare, im Massenverbrauch erprobte und funktionsfähige Antwort auf die globale Erwärmung.



Doch es gibt noch mehr Bedenken gegen den umweltfreundlichen Treibstoff. Der Präsident des „Earth Policy Institute“, Lester Brown, warnt vor einer Verdrängung der Lebensmittelherstellung durch das Ethanol. Er spricht von dem „Konflikt zwischen den 800 Millionen Autobesitzern und den weltweit zwei Milliarden Allerärmsten, die nur überleben wollen“. Ist das Ethanol also ein Hungermacher? Brown befürchtet, dass die Lebensmittelpreise direkt an den Ölpreis gekoppelt werden könnten, denn „fällt der Preis für die Verwertung als Nahrungsmittel unter den Preis für Benzin, verkaufen die Hersteller ihr Getreide an die Sprit- statt an die Brotfabriken.“ Und tatsächlich ist genau dies schon in Mexiko passiert, das seit dem Freihandelsabkommen NAFTA¹ einen Großteil des Mais, der zu

Tortilla verarbeitet das Hauptnahrungsmittel Mexikos darstellt, aus den USA importiert und die eigene Produktion stark zurückfährt. Dank Ernteausfällen in den USA und vor allem der verstärkten Verarbeitung von Mais zu Ethanol kam es in Mexiko zur extremen Verknappung und Verteuerung des Mais und somit zu Not bei armen Familien, die sich hauptsächlich von Tortilla ernähren². Und auch die Ethanol-Herstellung in Brasilien hat unbestreitbare Folgen: durch die zusätzliche Absatz-Möglichkeit haben sich die Zuckerpreise seit 2004 verdoppelt. Doch beim brasilianischen Zucker muss man sich wirklich fragen: wiegt die Verdopplung des Zuckerpreises, der hier in

Brasilien immer noch unter 40 Eurocent pro Kilo liegt, wirklich so schwer wie der Kampf gegen die Klimakatastrophe?

Ethanol im Blickpunkt der Welt

Die brasilianischen Zuckerbauer bekommen nun das gegenteilige Problem wie in den Siebziger: wussten sie damals

nicht wohin mit ihrem Zucker, stehen sie jetzt vor der großen Herausforderung, die rasant steigende Nachfrage aus dem In- und Ausland befriedigen zu müssen. Denn nicht nur die Brasilianer setzen verstärkt auf Ethanol. Der wichtigste Absatzmarkt sind weiterhin die USA, doch auch andere Teile der Welt sind nicht untätig: Japan hat schon öffentlich Interesse bekundet, es fehlt nur noch eine entsprechende Infrastruktur um den Export im großen Stile zu ermöglichen. Die EU erließ ein Gesetz, das bis 2010 die Beimischung von 5,75% Bio-Treibstoff zu den herkömmlichen Kraftstoffen anordnet, eine Quote, die durch die europäische Produktion allein wohl nicht zu decken sein wird. Und auch die

¹s. schwarz auf wise Nr. 4/Dezember 06, S.19 ff.
²s. schwarz auf wise Nr. 5/April 07, S.14 ff.

Märkte in Südamerika, China und Indien haben die Brasilianer schon auf dem Radar. Der „Economist“ hat berechnet, dass die Ethanol-Exporte bis 2025 auf 200 Milliarden Liter steigen könnten - das entspräche einem Zehntel des weltweiten Erdölverbrauchs. Anbaufläche gibt es im fünftgrößten Land der Welt genügend, jedoch benötigt es Investitionen in Milliardenhöhe um diese enormen Mengen zu bewältigen, von denen selbst der brasilianische Mega-Konzern Petrobras noch zurückschreckt. Das Vertrauen in den Alkohol ist seit dem Schock der Siebziger noch nicht voll wiederhergestellt und man hat Angst, eine andere Technologie könnte Ethanol überflügeln - die Milliarden-Investitionen für Pipelines und Raffinerien wären umsonst. Doch die verlockenden Zukunftsaussichten können die mächtigen Petrobras-Mogule auf Dauer nicht ignorieren und so wurde kürzlich der Bau der ersten Ethanol-Pipeline beschlossen, die den Transport vom Hauptherstellungsgebiet São Paulo an die Küste beschleunigen soll um den Export über See zu vereinfachen.

Denn vor allem auf dem nordamerikanischen Markt sehen die brasilianischen Industriellen Absatzchancen, da der Bio-Rohstoff auch in den USA weit verbreitet ist. Dort wird er aus Mais hergestellt, jedoch zu deutlichen höheren Preisen: 26 Cent kostet die Herstellung eines Liters Ethanol aus Mais, während die Brasilianer mit ihrem schnell nachwachsenden Zuckerrohr gerade mal 16 Cent pro Liter benötigen. Nur noch die Einfuhrsteuer von 54 Cent pro Gallone (3,8 Liter) Alkohol verhindert die Überschwemmung des amerikanischen Marktes mit billigem brasilianischem Ethanol, denn an Nachfrage mangelt es nicht. Doch ob diese Steuer noch lange Bestand haben wird ist fraglich, denn die amerikanischen Verbraucher lechzen nach billigem Alkohol für ihre Tanks und selbst die amerikanische Regierung muss eingestehen, dass die Abhängigkeit von Brasilien angenehmer wäre als die Abhängigkeit der krisenbeladenen Ölgebiete, deren Vor- ►

räte zudem endlich sind. Andererseits würde man damit die eigene Ethanol-Industrie ans Messer liefern, denn den brasilianischen Preisen haben die Maisbauern nichts entgegenzusetzen und natürlich ist Washington auch daran interessiert, möglichst viel Treibstoff im eigenen Land herstellen zu können. Deshalb setzt die Bush-Administration weiterhin auf die einheimischen Maisbauern: jüngst wurden Steuererläs-

wäre es klimatechnisch auch nicht sinnvoll im eigenen Land nur noch Biokraftstoff anzubauen und Äpfel aus China einzufliegen, der gewonnene Energievorteil wäre im Nu dahin. Doch wenn man sich den Fakt vor Augen führt, dass die EU mit Steuergeldern die mit hohen Subventionen produzierten Agrarprodukte aufkauft um den Weltmarktpreise hoch zu halten und den Bauern rentable Einnahmen zu besche-

ren, muss man sich doch fragen, ob es nicht sinnvoller wäre die Ethanol-Herstellung zu fördern. Völlig bedenkenlos wäre jedoch die Einfuhr von Ethanol, z.B. aus Brasilien, denn der Transport von Ethanol ist keineswegs schädlicher als der von Öl. Man könnte also die Zoll-Schranken

Flex-Auto kauft, kann ja auch ganz normal Benzin tanken und, sobald sich eine Ethanol-Tankstelle in der Nähe befindet, den Preisvorteil nützen.

Ethanol wird wohl nicht die endgültige und alleinige Lösung für das Transport- und Klima-Problem der Menschheit sein, denn es gibt nicht genug Anbaufläche um den Hunger der Menschen und den der Motoren zu stillen. So stieg der Weizen-Preis im Jahre 2006 um 20% gegenüber 2005 und in Mexiko verursachte die in die Höhe schnellende Ethanol-Produktion sogar schon eine Lebensmittelknappheit. Kontrolliert und mit Vorsicht genossen könnte er aber einen Beitrag zur Rettung vor einer Klimakatastrophe und der Zerstörung der Erde leisten. Aber es wäre fatal, das Gewissen der Industrie-Nationen mit Biosprit und Solarzellen zu befriedigen und aus den Augen zu verlieren, dass, trotz aller alternativer Energien, ohne eine drastische Reduzierung der CO₂-Emissionen eine Klimakatastrophe unvermeidlich ist. Es muss klar sein, dass der jetzige Energieverbrauch unter keinen Umständen zu halten ist. ■■



■ Zuckerrohrernte

se und zusätzlich Subventionen im Wert von 36 Millionen Dollar beschlossen. Der Trend zum Import deutet sich jedoch trotz allen Bemühungen der US-Regierung an, denn von 2005 auf 2006 konnte die brasilianische Industrie ihren Export in die USA um fast das sechsfache steigern. Das brasilianische Ministerium für Industrielle Entwicklung warnt bereits: „Wir könnten die Nachfrage der USA nach Alkohol nicht befriedigen, wenn die Steuer jetzt abgeschafft würde“.

Und was macht eigentlich die EU? Was machen die europäischen Staaten, die, da allesamt Industrieländer, Unmengen an Kraftstoffen verbrauchen ohne selbst nennenswerte Vorkommen zu besitzen? Die zudem keinen Absatzmarkt für ihren teuren Agrarprodukte haben, und diese daher mit hohen Subventionen unterstützen? Müssten diese Staaten nicht eigentlich das größte Interesse daran haben, Treibstoff im eigenen Land anzubauen? Natürlich

öffnen und die Verbreitung des Bio-Kraftstoffs durch staatliche Forderungen forcieren, doch davon ist nichts zu sehen. Zwar hat die EU beschlossen, dass bis Ende 2010 der Anteil der Biokraftstoffe am gesamten Kraftstoff-Verbrauch bei 5,75% liegen soll (man beachte die Formulierung „soll“), eine spezielle Förderung von Ethanol ist aber nicht vorgesehen. Bei diesen „Bemühungen“ der EU verwundert es auch nicht, dass mit Schweden eines der wenigen europäischen Länder außerhalb der EU in Sachen Ethanol europaweit führend ist. Dort gibt es bereits ein gut ausgebautes Tankstellen-Netz und ein breites Angebot an Flex-Autos. Also muss das Volk selbst auf den Alkohol aufmerksam machen. Das ist durchaus möglich, denn auch wenn die deutschen Auto-Konzerne stur auf Benzin bestehen, gibt es in Deutschland schon Flex-Autos zu kaufen: Ford, Volvo und SAAB bieten die Mischlinge ohne Aufpreis an. Es gibt zwar erst 22 Alkohol-Tankstellen in Deutschland, aber wer sich jetzt ein

Quellen:

Lester, Brown: *Sprit für die Welt (Essay)*
 Institut für angewandte Ökologie: *Kriterien zur Bewertung des Pflanzenanbaus zur Gewinnung von Biokraftstoffen in Entwicklungsländern unter ökologischen, sozialen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten*
 Com Ciência – Revista Eletronica de Jornalismo Científico
<http://karlweiss.twoday.net>
 Fotos: privat

■ **Leon Thurner**, 20 Jahre, leistet derzeit seinen Freiwilligendienst in Fortaleza, Brasilien.



Guatemala

Der Tag, an dem Guatemala das Geld ausging

Dreimonatiger Bargeldengpass im Land des ewigen Frühlings

von Philipp Maier, Guatemala

Kurz vor Weihnachten, inmitten der Festtagseinkäufe, begann für viele Guatemalteken eine langwierige Odyssee: Für fast drei Monate litt Guatemala, wahrscheinlich auf Grund von Versäumnissen der Zentralbank, unter einem akuten Defizit an Banknoten.

Eigentlich wollte man nur kurz zum Geldautomaten, um einige adventliche Besorgungen machen zu können. Doch ab der zweiten Dezemberwoche wurde aus dem schnellen Gang zum Schalter eine stundenlange Suche. Manch einer sah sich gezwungen, nach vergeblichen Versuchen in seinem Stadtteil, mit dem Auto oder Bus ins Zentrum zu fahren, um dort das Selbe vorzufinden: eine Fehlermeldung und leere Bankautomaten. Der erste Kommentar der guatemalteken Zentralbank (Banguat) erklärte dieses Phänomen während dieser Jahreszeit mit dem traditionell höchsten Bedarf an Bargeld für normal und versprach schnelle Besserung. Dessen Abwesenheit auch wenige Tage vor Weihnachten führte jedoch schnell in der Bevölkerung, und selbstverständlich auch unter uns Freiwilligen, zu einer nachvollziehbaren Unruhe. Uns ging es, wie wir nach kurzer Zeit feststellen konnten, in dieser Situation noch sehr gut. Travellerchecks wurden weiterhin eingelöst, ebenso konnte an den Grenzen noch Geld getauscht werden, wodurch wir immer genügend Bargeld hatten. Schlimmer traf es die Schichten der guatemalteken Bevölkerung, die keinen Zugriff auf alternative Zahlungsmittel haben oder auf den Handel mit Bargeld angewiesen sind. So beispielsweise die Verkäufer auf den großen, in jeder Stadt anzutreffenden Märkten, Straßenhändler oder viele kleine

Geschäfte, für die sich der Zahlungsverkehr mit Kreditkarten nicht rentiert. Haben die Kunden kein Bargeld, fallen für diese Gruppe alle Geschäfte flach. Was, insbesondere während der umsatzstarken Weihnachtszeit, fatal ist. Auf Grund dessen fielen vergangenes Jahr nicht nur ihre Einnahmen, sondern folgerichtig auch ihre Kaufkraft aus. Hinzu kommt, dass der ärmere Teil der Bevölkerung, der nicht im Besitz von elektronischen Zahlungsmitteln ist, sich den Einkauf in dafür zugänglichen Geschäften nicht leisten kann. All diese Menschen, die ohne große finanzielle Rücklagen von den laufenden Bargeldeinkünften oder von Gehalt zu Gehalt leben, sei es Bar oder Scheck, fanden sich plötzlich ohne Geld. Falls sie noch Einnahmen hatten, bekamen sie diese nicht ausgezahlt oder konnten sie nicht oder nur begrenzt auf der Bank eintauschen. Auf diese Art und Weise das tägliche Leben zu meistern ist nicht gerade einfach. Zusätzlich wiegt noch die Last von monatlichen Strom-, Telefon- und Wasserkosten bei Versorgern, die nach wenigen Tagen Rechnungsschuld die Leitungen kappen und exorbitante Strafzahlungen verlangen. Leidensgenossen der armen Bevölkerung fanden sich zudem unter den Pensionären, die ihre Dezemberrate nur häppchenweise und zwei Wochen verspätet, anstatt vor nach Weihnachten, ausbezahlt bekamen.

Letztendlich war fast die gesamte arbeitende Bevölkerung Guatemalas betroffen, sei es nur durch zeitlichen Mehraufwand für die Suche oder auch die dabei anfallenden Fahrtkosten. Die Medien sprachen von einer Krise der Mikroökonomie, verbunden mit einer schweren Krise der Glaubwürdigkeit



und des Vertrauens in das Bankensystem. Schon angeschlagen durch den Bargeldmangel, leistete der Umgang damit seitens der Zentralbank einen weiteren Beitrag. Anstatt die Situation korrekt darzustellen, wurde nach jeder versprochenen Frist wieder baldige Besserung versprochen. Die Schuldfrage ist bis heute nicht schlüssig geklärt. In den ersten Wochen wurde sie von der Zentralbankchefin mit dem "ökonomischen Reichtum" Guatemalas und den Auslandsüberweisungen von emigrierten Familienmitgliedern beantwortet. Beides sei dieses Jahr erfreulicherweise so stark angestiegen, dass das vorhandene Bargeld nicht mehr ausreiche. Wäre dies der einzige Grund, würde er schon die miserable Planung, Krisensimulation und Analyse der Bank darlegen. Die Notwendigkeit, Noten im Wert von acht Milliarden Quetzal ►

in ein System auszugeben, in dem im Jahr 2006 15,7 Milliarden Quetzal im Umlauf waren, kann nur schwer übersehen werden. Eine Steigerung der Nachfrage um 50 % mutet bei 1,6 % mehr Wirtschaftswachstum im Vergleich zum Vorjahr und um 20 % höheren Auslandsüberweisungen nicht realistisch an. Ende Dezember wies die neue Erklärung dann auch auf das Versäumnis der vergangenen Bankverwaltung hin,

den Druck neuer Banknoten in Auftrag zu geben. Diese verteidigte sich mit dem unvorhergesehen Bankrott einer der größten guatemaltekischen Banken und der daraus folgenden Bargeldanhäufung bei Privatpersonen. Jener Bankrott allerdings schien im abschließenden Bericht über die Schuldigen der Bargeldknappheit, den die nationale Bankenaufsicht (Superintendencia de Bancos) erstaunlich früh am 10. Januar veröffentlichte, keine Rolle zu spielen.

Die Schuldigen fand der Bericht in den ehemaligen Geschäftsführern der Zentralbank, Carlos Rafael Garcia und Edwin Matul. Diese sollen zwei Berichte im Februar und Juli vergangenen Jahres ignoriert haben, die die unzureichenden Bargeldreserven der Banguat anmahnten. Ihr Fehler, kein neues Bargeld drucken zu lassen, in Zusammenhang mit dem Wirtschaftswachstum und dessen von Auslandsüberweisungen soll zu der Katastrophe geführt haben.

Da nach diesem Bericht keine weitere Aufklärung veröffentlicht wurde, bleiben Zweifler im Dun-

keln. Sicher ist, dass das Vertrauen in das Bankensystem weiter gesunken ist, was in Zukunft möglicherweise zum Hamstern von Bargeld sowohl bei Privathaushalten als auch bei Banken führen kann, womit eine weitere Kontrollmöglichkeit des Staates über die Wirtschaftslage, die Zinsmanipulierung, an Einfluss verlieren würde. Einen Funken Besserung verspricht die Einführung neuer Banknoten im Wert von 200, 500 und 1000 Quetzal, um den 100-Quetzal-Schein als wertvollsten abzulösen. Des Weiteren bleibt zu hoffen, dass die Bargeldrücklagen der Banguat vergrößert und funktionierende Notfallszenarien ausgearbeitet werden und eine bessere Überwachung des wirtschaftlichen Geschehens stattfindet - sowohl der Aktivitäten einzelner Banken als auch der gesamtwirtschaftlichen Situation. ■■



■ Typisches Bild in Lateinamerika: mobile Straßenverkäuferinnen

■ **Philipp Maier**, 20 Jahre, leistet seit diesem August in Cobán, Guatemala mit der *Weltweiten Initiative* seinen Freiwilligendienst.



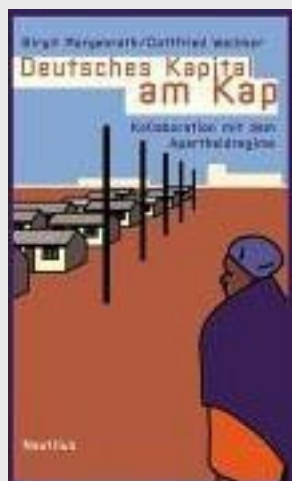
■ Buchtipp:

Birgit Morgenrath und Gottfried Wellmer:

Deutsches Kapital am Kap *Kollaboration mit dem Apartheidregime*

Edition Nautilus, Hamburg,
August 2003

Broschiert, 160 Seiten
ISBN 3-89401-419-9
12,00 Euro



Ein Buch voll erschreckender Beispiele und Belege dafür, wie - vor allem auch deutsche - Unternehmen, Konzerne und Staatsmänner die Apartheid nicht nur geduldet, sondern aktiv unterstützt haben, um direkt von ihr zu profitieren. Verbote und Bestrafungsaktionen für Gewerkschafter, Entlassungen von Betriebsräten, Arbeiten in Chemiewerken ohne ausreichende Schutzausrüstung, Kreditvergabe und materielle Unterstützung beim Aufbau des Unterdrückungs- und Kontrollapparates des Apartheid-Regimes, schließlich militärische Zusammenarbeit: An stichhaltigen Beispielen für die vielfältigen, teils das UN-Rüstungsembargo unterlaufenden Kollaborationen mangelt es nicht. Auch die gezielte Desinformation in Deutschland und die bis heute fehlende Bereitschaft vieler Beteiligten, Verantwortung für die Untaten zu übernehmen, wird klar dokumentiert. Schnell und relativ einfach zu lesen, hinterlässt dieses Buch den Leser fassungslos und wütend. Mit Sicherheit regt es zu einem kritischeren Umgang mit Medien und einem wacheren Auge auf Weltwirtschaft und Politik an.

Die Veröffentlichung wurde unter anderem vom Evangelischen Entwicklungsdienst e.V. (EED) und von der Menschenrechtsorganisation *medico international* e.V. unterstützt.

Dan-Felix-Müller, Südafrika-Freiwilliger 2004/05

Südafrika

Die Frau am Cape Floral Kingdom

Jean Sparg kämpft gegen die Vermüllung der Landschaft und für Artenreichtum

von Alex Seelig, Südafrika

Das „*South Western Cape*“ in Südafrika gehört mit 9000 Spezies zu den berühmtesten und artenreichsten Gebieten der Erde. Knapp 68% der Pflanzen findet man nirgendwo anders auf der Welt. Von diesem Artenreichtum sieht man jedoch sehr wenig, wenn man sich die Gärten in den „*Townships*“ und „*Locations*“ ansieht. Schrott, Dreck und zerbrochenes Glas prägen oft das Bild.

Jean Sparg aus Plettenberg Bay, Mitglied der „*Botanical Society of South Africa*“ hat diesem Zustand den Kampf angesagt.

Ich besuchte sie an einem kalten Herbsttag in ihrem riesigen Garten. Hier wächst eine Sammlung von natürlichen, in diesem Gebiet ansässigen Pflanzen. Sie erzählte mir zu jeder Spezies interessante und bemerkenswerte Fakten. Viele davon haben heilende Wirkung und sind damit äußerst nützlich. Wie zum Beispiel die hier wachsenden *Aloe ferox* (in Deutschland bekannt als Aloe Vera). Oder *Cotyledon orbiculata*, diese Pflanze besitzt einen natürlichen Wirkstoff gegen Warzen.



Jean Sparg arbeitete viele Jahre als Bibliothekarin und half zu Apartheid-Zeiten der schwarzen Community, indem sie alte Bücher aus der weißen Bibliothek organisierte. Seit 15 Jahren arbeitet sie nun schon ehrenamtlich als Mitglied der „*Botanical Society of South Africa*“. Der Verein setzt sich seit Jahrzehnten für folgende Punkte ein:

- die Herzen der Menschen für die Natur zu wecken,
- die Erhaltung, Kollektivierung, Erforschung und sinnvolle Nutzung der einheimischen Flora und Vegetation im südlicheren Afrika zu fördern.

Ein wichtiger Aspekt: die Mitglieder fördern und etablieren diese Pflanzen in privaten Gärten und öffentlichen Plätzen. So entstanden in Zusammenarbeit mit Jean Sparg beispielsweise kleine Pflanzenoasen in Kwanokothula. Unter anderem wird sie unseren Garten in der nächsten Zeit auch mit vielen nützlichen Pflanzen füllen. Hier können wir Freiwilligen nicht nur eine Brücke zwischen Schwarz und Weiß, sondern auch darüber hinaus in die Pflanzenwelt bauen.

Mehr als 1400 Pflanzen sind auf der roten Liste als kritisch, rar und gefährdet eingestuft. 29 Spezies sind schon ausgestorben. ■■

■ **Alex Seelig**, 23 Jahre, hält sich seit August 2006 in Südafrika auf und arbeitet dort im Township Kwanokothula.



Mensch und Klimaschutz

...in Mexiko und in Deutschland

von Nicolas Barnier, Mexiko

Der durch Treibhausgase verursachte globale Klimawandel bewegt in Deutschland zur Zeit die Gemüter wie kaum ein anderes Thema. Gut 19,2% der weltweiten Treibhausgasemissionen werden vom Personenverkehr verursacht. Im Folgenden werde ich kurz beschreiben, was ich hier in Guadalajara, der zweitgrößten Stadt Mexikos, einem der fünf größten Schwellenländer, und auch in anderen Teilen des Landes verkehrstechnisch zu sehen bekommen habe - und es mit Deutschland vergleichen.

Verkehr in Mexiko

Einer der Bereiche in denen der Ausstoß von Schadstoffen und Treibhausgasen am offensichtlichsten ist, (sowohl in Deutschland als auch in Mexiko) ist der Straßenverkehr. Das Straßenbild in Mexiko, besonders in Großstädten wie Guadalajara, ist stark amerikanisch geprägt: fast jedes dritte Fahrzeug ist ein so genanntes SUV (Super Utility Vehicle) mit astronomischem Kraftstoffverbrauch und miserablen Emissionswerten (siehe Foto). Vor allem Pickups und große Geländewagen sieht man in Mexiko sehr viele. Ein anderes Drittel setzt sich zusammen aus alten Schrottmöhlen, großen Luxuslimousinen und Sportwagen, die ebenfalls zu den Umwelt- und Klimakillern zählen. Und nur das letzte Drittel sind Kleinwagen, kleinstmotorisierte Mittelklassefahrzeuge und moderne Klein-, Mittel- und Oberklassefahrzeuge mit effizienten Motoren vernünftiger Größe und niedrigen oder zumindest moderaten Emissionswerten. Da es keine Institution gibt, die mit dem deutschen TÜV vergleichbar wäre, ist der „mexikanische Fuhrpark“ im Durchschnitt ziemlich alt, was automatisch bedeutet,

dass viele Fahrzeuge durch einen veralteten Stand der Technik sehr ineffizient und umwelt- und klimaschädlich sind. Auch die Stadtbusse machen da keine Ausnahme, da sie oft schon älter und schlecht gewartet sind. Außerdem hat man den Eindruck, dass die Mexikaner sehr viel Auto fahren: in den Städten sind die Straßen immer sehr voll und extreme Staus zählen zur Tagesordnung. Das wichtigste kollektive Reisemittel für Inlandsstrecken ist der Reisebus; was die Emissionen angeht besser als Flugzeug und Auto, aber immer noch etwa viermal schlechter als die Eisenbahn. Personenreisezüge gibt es so gut wie gar keine und der nationale Flugverkehr ist auch noch relativ schwach. Generell beobachtet man viel Unwissen bzw. Ignoranz in Sachen Klimaschutz; viele haben noch nie vom durch den Menschen verursachten Klimawandel oder von Treibhausgasen gehört.

Und wie sieht es in Deutschland aus?

In Deutschland sieht vor allem das Straßenbild bekanntermaßen ganz anders aus: viel mehr moderne Klein- und Mittelklassewagen, mit neuen, effizienten Motoren, meist guten bis sehr guten Verbrauchs- und Emissionswerten, selbstverständlich alle mit Katalysator. Natürlich gibt es auch eine gewisse Anzahl an Großlimousinen (Mercedes E/S, BMW 5/7, Audi A6, etc.), Gelän-



■ Super Utility Vehicles in Mexiko

Foto: privat

dewagen, Vans, Sportwagen und andere Sprintschlucker und „CO₂- und Schadstoffschleudern“. Aber insgesamt sind die Autos wesentlich umwelt- und klimafreundlicher. Vor allem fette Pickups und andere SUV oder alte Schrottmöhlen, die alle absolute „Klimakiller“ sind und in Mexiko, wie gesagt, fest zum Straßenbild gehören, sieht man in Deutschland noch nicht so häufig wie dort.

Das Bahnnetz - die Eisenbahn ist ein sehr klimafreundliches Verkehrsmittel - ist im Vergleich zu Mexiko sehr gut ausgebaut, und die Passagierzahlen sind auch relativ hoch. Dazu ist bei den Deutschen ein gewisses Energiesparbewusstsein vorhanden, z.B. vermeiden sie Müll auf den Boden zu werfen, unnötig das Licht oder den Automotor an zu lassen, etc. Nach dem subjektiven Eindruck über den Personenverkehr, die nackten Zahlen des CO₂ Ausstoßes:

Land	Gesamtausstoß an CO ₂ in tonnen/Jahr	Pro-Kopf-Ausstoß an CO ₂ in tonnen/Person/Jahr
U S A, Platz 1	6526 millionen	19,68
Deutschland, 6.	880 millionen	10,36
Mexiko, 14.	413 millionen	4,03
China, 2.	5327 millionen	2,89
Haiti	1,5 millionen	0,20
Weltweit	29199 millionen	3,85
Geschätztes Klimavertragliches CO ₂ -Jahresbudget eines Menschen		circa 3,00 tonnen

Quelle: http://www.iwr.de/klima/ausstoss_welt.html, Stand Juni 2006

Durch den Menschen verursachter Ausstoß des bei weitem wichtigsten Treibhausgases CO₂ (Kohlendioxid), 72% aller Treibhausgase - dazu kommen noch andere Treibhausgase wie z.B. CH₄ (Methan), Fluorkohlenwasserstoffe (FCKW), N₂O (Stickstoffoxid) und andere:

Land	BIP pro Kopf Kaufkraft- kapazität in US Dollar	Bevölkerung von 0 - 14 Jahre in Millionen	Internet- anschlüsse in Millionen	Fernseher in Millionen	PKW in Millionen	Pro-Kopf Elektrizitäts- verbrauch in kWh pro Jahr
Deutschland	27552	12,1	39 sind 47,3% der Bevölk.	61,4 sind 62,3% der Bevölk.	43,13 sind 52,3% der Bevölk.	6149
Mexiko	8967	33,2	17 sind 16,6% der Bevölk.	27,9 sind 25,7% der Bevölk.	10,4 sind 9,9% der Bevölk.	1779

Quelle: <http://www.europa.s-cool.org>, Stand 6. Februar 2006

Es wird deutlich, dass der Pro-Kopf-CO₂-Ausstoß in Industrieländern wie den USA und Deutschland im Vergleich zu China und Mexiko (die als Schwellenländer gelten) und den Entwicklungsländern wesentlich höher ist. **Tatsache ist, dass ein Deutscher im Durchschnitt mehr als zweieinhalbmals soviel CO₂ produziert wie ein Mexikaner.**

Der offensichtlichste Grund dafür ist der unterschiedlich hohe Lebensstandard. Sicherlich ist der Personenverkehr bei weitem nicht der einzige Verursacher von CO₂-Emissionen, aber in Mexiko können das Straßenbild, sowie Prunk, Konsumverhalten und Verschwendung der schwerreichen, aber zahlenmäßig sehr kleinen Oberschicht (etwa 2-3% der Bevölkerung) und der ebenfalls recht kleinen gehobenen Mittelschicht (etwa 10-15%), leicht über die Gesamtlage des Landes hinwegtäuschen. Auf der anderen Seite leben nämlich etwa 20 bis 25 Millionen (19,5 bis 24,5%) unter der Armutsgrenze, und auch die restlichen knapp 60% leben in eher bescheidenen Verhältnissen. Im Gesamten ist in Mexiko im Vergleich zu Deutschland das Lebensniveau und die Kaufkraft wesentlich geringer und dadurch auch der Konsum und der Energieverbrauch pro Kopf wesentlich niedriger. Einen anderen Faktor stellt der Umgang mit den Energieressourcen dar, der den großen Unterschied zwischen den europäischen Ländern und den USA erklärt.

Im Gegensatz zu vielen Amerikanern sind die Deutschen in vielen Punkten sehr umweltbewusst und auch konsequent in ihrem Verhalten, aber in manchen Gebieten kann man eine stark „selektive Wahrnehmung“ beobachten: das Mülltrennen, das Recycling, nicht benötigte Lichter und Geräte

auszuschalten, ein Auto mit geringem Kraftstoffverbrauch fahren zum Beispiel werden meist als wichtige und große Beiträge zum Umwelt- und Klimaschutz angesehen und deshalb von vielen recht rigoros umgesetzt. In anderen Gebieten hingegen zeigen sich die Deutschen viel weniger klimabewusst. Hier möchte ich auf einige Punkte hinweisen, bei denen ich bei uns Deutschen oft Gleichgültigkeit, Desinteresse, zum Teil auch Unwissen (oft auch gerade durch die ersteren Punkte bedingt) beobachte und, am schlimmsten: ein gewisses „Sich-einmauern“ gegenüber dem Problem (nicht wissen wollen und Verdrängen von „unangenehmen Wahrheiten“ wie es der Ex-Präsidentschaftskandidat der USA, Al Gore, bezeichnet).

Privater Transport: In Deutschland gibt es mehr als viermal, gemessen an der Bevölkerungszahl sogar fünfmal so viele PKW wie in Mexiko. Viele Familien haben zwei oder mehr Autos die Treibhausgase emittieren. Ein Anhaltswert: ein Jahr Autofahren mit einem modernen Mittelklassewagen und 12.000 gefahrenen Kilometern entspricht einem Ausstoß von etwa 2000 kg CO₂. In Deutschland sitzen im Durchschnitt 1,2 Personen in einem Fahrzeug. In Mexiko haben die meisten Familien und Einzelpersonen gar kein Auto und wenn dann nur eines, die gehobene Mittelschicht und die Oberklasse sind da die absolute Ausnahme.

Reiseverhalten: die Deutschen sind immer noch die weltweit größte Reisenation, und auch weite Reiseziele sind sehr beliebt.

Die Klimabilanz ist vor allem aufgrund des in Anspruch genommenen Flugverkehrs, verheerend: ein Hin- und Rückflug (direkt) Frankfurt - Mexiko City beispielsweise, sind circa zweimal 13 Flugstunden, 19.100 km und 4.485 kg CO₂ pro Person. Das entspricht im Durchschnitt etwa zweieinhalb Jahren Autofahren. Während im Alter von 25 die allermeisten Deutschen an einem Ort Urlaub machen, der drei oder mehr Flugstunden von zuhause entfernt ist, ist das für über 50% der Mexikaner allein aus wirtschaftlichen Gründen nicht möglich.

Zu der ohnehin großen Reisefreude der Deutschen kommt, dass jetzt mit den in den letzten Jahren aufgekommenen Billigflugangeboten immer öfter das Flugzeug auch auf relativ kurzen Strecken dem Zug, dem Auto oder dem Bus vorgezogen wird: „ist viel billiger“ und „geht schneller“. Auch kurze Wochenend-Trips z.B. nach London oder Madrid, absolute Klimasünden, werden immer beliebter. Das Flugzeug ist, auf derselben Strecke, was den Ausstoß von Schadstoffen und Treibhausgasen betrifft, zehn- bis fünfzigmal schädlicher als der Reisebus oder die Bahn. Flugzeugtriebwerke haben keine Katalysatoren. Dazu kommt, dass in der Höhe, in der sie normalerweise fliegen, die Wirkung der Treibhausgase drei- bis viermal stärker ist als direkt am Erdboden.

Konsumverhalten: die meisten Güter, die wir tagtäglich konsumieren, belasten Umwelt und Klima. Abholzen von Waldflächen für Anbau und Viehzucht, Düngemittel, Energieverbrauch für die Herstellung, Energieverbrauch für den Transport und Lagerung (Extremfälle: Äpfel aus Neuseeland, Äpfel aus Deutschland, die fünf Monate im Kühlhaus lagen, Wein aus Chile, ...), etc. Unnötig zu sagen, dass wir mehr als die Mexikaner (und als die Bewohner vieler anderer Länder) konsumieren, da unsere Kaufkraft wesentlich höher ist.

In Mexiko sind die Hauptprobleme noch die Unwissenheit und Gleichgültigkeit gegenüber dem Problem. Dies wiederum ►

kommt zum großen Teil von der schlechten Bildungslage im Lande (siehe auch den Artikel über das mexikanische Bildungssystem); natürlich leben viele Menschen in solch schwierigen Verhältnissen, dass wenig Platz ist für Gedanken bezüglich Umwelt- und Klimaschutz. Weiterhin ist dieser Umstand durch das Desinteresse von Seiten der Behörden verschuldet, diese Themen stärker in die Erziehung einzubinden und dem starken Einfluss der USA, das auch in gewissem Maße das Desinteresse der mexikanischen Politiker erklären kann (Angst die Beziehungen zum mächtigen Nachbarn zu gefährden). Die Priorität ist die Entwicklung des Landes voranzutreiben, um den Wunsch, einen ähnlichen Lebensstandard wie in den Ländern der „Ersten Welt“, zu erreichen - wir geben das Vorbild.

In Deutschland beobachtet man derweil bigotte Verhältnisse: in den einen Bereichen ein starkes, fast übertriebenes, Umweltbewusstsein und in anderen Bereichen Ignoranz, Desinteresse und Unwissen. Unsere Situation und unser Verhalten könnten so beschrieben werden: Nicht agieren aus Desinteresse, nicht agieren weil die Schwere des Problems unterschätzt wird (Verdrängen der harten Wahrheiten), nicht agieren wegen wirtschaftlicher Interessen, nicht agieren aus Bequemlichkeit, weil man nichts von seinem - privilegierten - Lebensstandard einbüßen möchte. Diese Doppelmoral wird der Pflicht der Industriestaaten, den aufstrebenden Nationen ein „Klimaschutz-Vorbild“ zu sein, nicht gerecht.

Egal wie die Menschen in verschiedenen Ländern an das Problem herangehen: Fakt ist, dass die Menschen, und allen voran die wenigen Menschen in den industrialisierten Staaten (etwa 20% der Weltbevölkerung), aktuell die natürlichen Begebenheiten auf diesem Planeten, die das Leben überhaupt erst möglich machen, durch ihre Aktivitäten und ihren Lebensstil auf gefährlichste Weise verändern.

In Deutschland kann heutzutage ein

Mensch mit Zugang zu Informations-Medien wie Zeitung, Fernsehen, Internet etc. und mit einem Minimum an Interesse für das Problem nicht behaupten, er wäre sich dessen nicht bewusst. Wir „Erstweltler“ sind diejenigen, die mit gutem Beispiel vorangehen müssen, wenn es um die Verringerung des Ausstoßes von Treibhausgasen geht. Da wir dies zur Zeit noch zu wenig tun, brauchen wir uns nicht zu wundern, wenn uns unsere eigenen Fehler von Seiten der aufstrebenden Nationen vorgehalten werden und deren Bereitschaft, von vornherein mehr auf den Klimaschutz zu achten, entsprechend gering ausfällt. Die Weigerung großer Industrienationen, selbst in diesen Punkten auf Kosten der eigenen Wirtschaft zurückzustecken, verbunden mit den Forderungen an die Schwellenländer, selbst auf die wohlfeilen klimafeindlichen, aber wirtschaftsfreundlichen Konzepte zu verzichten, kann und wird nicht glaubhaft sein und wird daher zu Konflikten führen, Konflikte, die ein effektives Vorgehen gegen das Problem schwer behindern oder sogar verhindern können. Meiner Meinung nach ist es vor allem ein Mentalitätsproblem. Die Frage ist nämlich, ob die Menschen in den weiter entwickelten Ländern sich ihrer Vorbildsrolle bewusst sein wollen und die ihnen auflastende Verantwortung annehmen können. Dann wären sie nämlich heute schon bereit,

ihren Lebensstil zu verändern, auch in Punkten die unter Umständen „weh tun“ (wie zum Beispiel weniger Auto fahren, weniger reisen, Güter bewusster und verantwortungsvoller konsumieren, etc.).

Eines wurde in der Vergangenheit immer wieder klar: der Mensch kann die Naturgewalten

nicht annähernd kontrollieren und wenn wir Menschen uns falsch verhalten, wird uns die Natur früher oder später die Rechnung dafür vorhalten. Diese Rechnung wird umso höher ausfallen je länger wir damit warten, tief greifende und globale Änderungen in unseren gesamten Aktivitäten durchzusetzen. Man kann nicht alles auf die Politik und somit die Verantwortung von sich schieben: Jeder einzelne muss seinen Teil beitragen.

Der letzte Zweifler sollte sich die Frage unserer Kinder und Enkel vorbereiten, die in einer Welt leben müssten, die wahrscheinlich bei weitem nicht so lebenswert wäre wie unsere heutige: „Warum habt ihr nichts getan, obwohl ihr doch von dem Problem wusstet und auch wusstet, was zu tun war?“ ■■

.....
Weitere Quellen:

www.wikipedia.org

■ **Nicolas Bar-nier**, 24 Jahre, arbeitet im Kinderheim Oasis in Guadalajara, Mexiko.



■ Interessante links:

Der Deutschlandfunk zu CO₂-Rechnern im Internet - so kann man sich seine persönliche CO₂-Bilanz erstellen:

<http://www.dradio.de/dlf/sendungen/umwelt/646214/>

Der UN Weltklimabericht 2007 vom IPCC:

<http://www.hamburger-bildungsserver.de/welcome.phtml?unten=/klima/ipcc2007/>

Ideen fürs Klimafreundliche Reisen, "Fair Unterwegs":

<http://www.fairunterwegs.org/>

Argentinien

„Harte Jungs“ und harte Arbeit

Trainingsalltag in der „Fundación Desarrollo a través del Deporte“ (DAD) in Buenos Aires

von Jens Galpin, Argentinien

Die Trainingseinheiten sind mit die Hauptbestandteile des Projektalltags in der Fundación DAD. Ich interpretiere das Training als wichtigstes „Erziehungswerkzeug“, das das Projekt und ich als Freiwilliger zur Verfügung haben.

Mit meiner Gruppe, den Kleinsten aller Projektteilnehmer, ist der Trainingsablauf im Prinzip sehr einfach durchstrukturiert. Dies bedeutet nicht, dass dieser auch so einfach vollzogen werden kann, wie ich in der Beschreibung des Ablaufes näher erläutere, wobei ich versuchen möchte, die Schwierigkeiten und Besonderheiten unseres nicht normalen Trainings darzustellen. Die Kinder, mit denen wir arbeiten, kommen eben nicht aus einem wohl behüteten Elternhaus, sondern wachsen meistens ohne jegliche Erziehung in oft zerrütteten Familien mit teilweise über zehn Geschwistern in *La Cava*, dem größten Elendsviertels Buenos Aires, auf. Respektlosigkeit und eine hohe Gewaltbereitschaft, das sind u.a. Eigenschaften, die durch den Mangel an Erziehung entstehen, denen wir mit unserer Arbeit entgegenwirken wollen. Für ganz wichtig halte ich es, anzumerken, dass das Training, auch wenn die folgenden Ausführungen ab und zu negativ angehaucht sind, ein insgesamt sehr positives Erlebnis ist, wobei nicht nur ich, sondern vor allem auch die Kinder viel Spaß haben.

Die meisten Kinder treffen sich schon lange vor Trainingsbeginn auf dem Vorplatz des Projektgeländes, um ein bisschen „zu kicken“. Nachmittags haben die 9- bis 14-Jährigen Training (in drei Grup-



■ Jens bei der Arbeit

pen unterteilt), und abends die 15 bis 18-Jährigen (in zwei Gruppen unterteilt). Wenn die zwei orangefarbenen Schulbusse angekommen sind (einer für die Mädchen, einer für die Jungs), sollen sich die Kinder davor in Reihen setzen, nach „*Categoría*“ (Altersklasse/Gruppe) geordnet. Bei den Jungs klappt das nur manchmal - dass es aber funktionieren kann, beweisen die Mädchen. Diese sitzen meistens schon vor der Ankunft des Busses ordentlich in Reihen auf dem Vorplatz.

Erst wenn der jeweilige *Coordinador* (Gruppenleiter) anwesend ist, darf die jeweilige Gruppe in den Bus einsteigen. Die Fahrt zur „*cancha*“ (Fußballfeld) ist mit nur einigen Minuten Fahrtzeit sehr kurz. Der Sportplatz gehört übrigens nicht der Fundación DAD, sondern der Gemeinde

San Isidro, die ihn uns freundlicherweise kostenlos zur Verfügung stellt. Wenn ich während der Busfahrt Zeit habe, prüfe ich die Anwesenheit der Kinder. Meistens bin ich jedoch damit beschäftigt, dafür zu sorgen, dass alle auf ihren Sitzen auch sitzen und nicht stehen, nicht im Gang herumgelaufen wird oder sie ihre Arme und Köpfe nicht aus den Fenstern strecken.

Hugo Lara, Cacu genannt, muss ich dabei immer den größten Teil meiner Aufmerksamkeit schenken. Er ist einer der Unruhigsten, dem

es nicht gelingt, eine Minute auf seinem Platz sitzen zu bleiben, ohne aufzustehen oder seinen Kameraden zu drohen oder sie zu beleidigen. Da er nicht sehr beliebt ist, wird er auch viel gehänselt und provoziert, weshalb ich mich besonders um ihn kümmern muss. Ein Ziel, das ich mir ernsthaft gesteckt habe, ist, es in den folgenden Monaten zu schaffen, Cacu beizubringen, dass er während der vierminütigen Busfahrt zum Sportplatz ruhig und gelassen auf seinem Sitz sitzen bleibt, ohne zu provozieren oder sich provozieren zu lassen.

Nachdem wir am Sportplatz angekommen sind, strömen alle aus dem Bus - hier und da wird ein Schlag oder ein Tritt verteilt, jeder möchte vor dem anderen aussteigen. Die Materialien (Hütchen, ►

Leibchen und Bälle) werden von den Kindern getragen. Früher habe ich immer die Materialien getragen, ich habe mich dafür als Freiwilliger verantwortlich gefühlt. Javier, Sportlehrer und Leiter der Sportabteilung des Sozialprojektes, machte mich jedoch eines Tages darauf aufmerksam, dass die Kinder die Materialien selbst tragen sollen - sie sollen selbst dafür Verantwortung übernehmen, dass die für das Training notwendigen Materialien zur Verfügung stehen.

Auf „*hacer calor*“, auf das Warm-Machen vor Trainingsbeginn, haben die Kleinen (verständlicherweise) nie so richtig Lust. Und etwas zu tun, worauf sie keine Lust haben, fällt ihnen sehr schwer. Somit wird die Durchführung des Warm-Machens zu einer alltäglichen Herausforderung. Gelernt habe ich bisher, dass es viel besser funktioniert, die Kinder sich auf Zeit einlaufen zu lassen, als eine bestimmte Rundenzahl vorzugeben. Problematik der Runden-Methode: Wenn ich fünf Runden vorgebe, ist jeder, nachdem er drei Runden gelaufen ist, davon überzeugt, er sei schon fertig. Vorteil der Zeit-Methode: Je nach Benehmen kann ich die Einlaufzeit verlängern oder verkürzen.



■ Cacú

Nun müssen zwei Mannschaften gewählt werden. Wenn ich die Mannschaften selbst einteile, fühlen sich die Kleinen oft übergangen und sind aus Prinzip (so scheint es mir) unzufrieden. Sie wollen selbst wählen - warum auch nicht? Beschwerden à la „Immer darf der wählen!“ und „Ich hab noch nie gewählt!“ konnte ich nach eini-

ger Zeit durch die Einführung einer „Wählist-mit-wählen-dran-Liste“ eindämmen.

Die Mannschaften sind gewählt, das Trainingsspielchen kann losgehen. Nach nur einigen Minuten verlässt Matias beleidigt das Spielfeld und setzt sich an den Rand. Ich gehe zu ihm hin und erkundige mich nach dem Grund. Nach ein paar Minuten Schweigen stellt sich heraus, dass Eric zu ihm gesagt hatte, er könne nicht Fußball spielen. Nachdem ich einige Minuten mit ihm geredet habe und ihm versichere, dass er sehr wohl Fußball spielen kann, rufe ich Eric. Dieser verlässt nur sehr langsam und widerwillig das Spielgeschehen. Wir reden miteinander, ich erkläre ihm, wieso er solche Aussagen in Zukunft bitte unterlassen soll. Währenddem ist Matias auf den Nebenplatz abgewandert und lenkt die Kinder einer anderen Gruppe ab. Ich bringe ihn wieder zu unserer Gruppe, wo er nach einer weiteren „bockigen“ Phase wieder mitspielt.

Im Spiel findet ein harmloses Foul statt, Nico (der Gefoulte) revanchiert sich mit einem Faustschlag. Ein Streit entsteht. Nachdem ich die Situation schlichten konnte, findet das nächste Gespräch statt, diesmal mit Nico. Für einige der Kinder ist das Lachen eines Mit- oder Gegenspielers (z.B. über eine vergebene Torchance) Grund genug für einen Schlag ins Gesicht. Die Hemmschwelle für solche Aktionen liegt sehr niedrig. Wie diese beiden Beispiele zeigen, sind verbale und physische Gewalt im Training allgegenwärtig. Das Traurige ist, dass die gewalttätigen Verhaltensmuster schon sehr fest in den Kindern und Jugendlichen von *La Cava* verankert sind, auch schon mit kindlichen neun Jahren. Ich war zu Beginn meines Dienstes sehr erschrocken über das enorme Gewaltpotential und die Gewaltbereitschaft der Kinder. Es ist sehr wichtig, mit den Kleinen zu reden, wenn sie sich daneben benommen haben, anstatt sie einfach vom Training auszuschließen. Sie sollen lernen, über Probleme zu reden und Kritik entgegenzunehmen.

Am Ende des Trainings wollen die Kleinen manchmal, dass ich ihnen ein paar Tricks mit dem Ball zeige, oder einfach, dass ich den Ball so hoch wie möglich schieße. Manuel fragte mich einmal, wer mir beigebracht hat, so hoch zu schießen. Meine Freude über diese kindliche und niedliche Frage wurde nur wenige Sekunden später getrübt, als er noch im gleichen Atemzug begann, die Mutter von Cacú zu beleidigen... Das passte einfach nicht zusammen.



Die Busse bringen uns wieder zur Fundación. Das kurz zuvor beendete Training bietet immer genug Themen, über die sich die Kleinen angeregt auf der Rückfahrt unterhalten - sei es ein Traumtor oder eine Streiterei. Abends haben die Älteren Training, bei dem ich als helfende Hand von Javier tätig bin. Da ich nur sehr schwer gegenüber einem 18-jährigen Jugendlichen aus *La Cava* eine Autoritätsstellung aufbauen kann, übernehme ich eher die Rolle des Kumpels oder einfach nur des Mitspielers. Ich versuche durch ein vorbildhaftes und friedliches Verhalten passiv Einfluss auf die Jugendlichen zu nehmen, und ihnen Denkanstöße zu geben. ■■

.....
Fotos: privat

■ **Jens Galpin**, 20 Jahre. Der gebürtige Südafrikaner arbeitet seit September 06 in Buenos Aires und leitet das Ressort *Freiwillige & Länder*.



Südafrika

Siyanda

Ein Junge sucht seinen Weg

von Till Bühler, Südafrika

Till Bühler schildert Episoden aus dem Leben eines Jungen, die stellvertretend für die Kindheit vieler von Armut, HIV/ Aids, Missbrauch und anderem betroffenen Menschen sind.

Siyanda ist ein guter Junge. Er ist im *Shelter*, dem Haus unseres Projekts *Streetwise*, wo Straßenkinder Unterkunft, Verpflegung, eine Vorbereitung auf die Schule sowie Zuneigung finden können, allseits beliebt und gehört nicht zu der Sorte von Jungs, die andere schlagen, um die Hierarchie zu festigen. Dazu lacht er gerne, ist sehr anhänglich, was mitunter regelrecht auf die Nerven gehen kann, besonders auch Sandra, unserer Mitfreiwilligen aus der Schweiz, zu der er einen sehr engen Bezug hat. Siyanda kam etwa ein, zwei Monate nach mir in den Shelter und war lange Zeit sehr „stabil“. Was ich nicht wusste, war, dass er bereits vorher eine längere Zeit im Shelter gelebt hatte. Er gehört zu den Kids, mit denen wir Weihnachtsferien zusammen feierten, was unsere Beziehung nochmals besonders festigte. Nach den Weihnachtsferien ging er sogar auf eine öffentliche Schule in der *Community* und das, nachdem er fast drei Jahre auf der Straße gelebt hatte.

Eines Tages, Ende Januar, passierte es dann: Zum einen war seit kurzem Zakhele in den Shelter zurückgekommen, er kannte Siyanda noch von der Straße her. Zakhele agiert immer sehr überdreht und stiftet Unruhe, wo er nur kann. Zum anderen war für Siyanda ein „*Home-Visit*“ (zeitlich begrenzter Aufenthalt zuhause) geplant. Sein Vater sollte in KwaMashu (einem großen Township in der Nähe von Durban)



gesucht werden. Hierzu muss man wissen, dass sein Vater eine besondere Rolle für Siyanda spielt. Seine Mutter lebt nicht mehr, sie ist höchstwahrscheinlich an den Folgen einer HIV-Infektion gestorben und somit ist sein Vater der einzig noch existierende Bezugspunkt seiner Familie. Onkel und Tanten scheint es auch nicht zu geben. Das letzte Mal hatte er seinen Vater gesehen, als er ein sehr kleines Kind war. Siyanda gehört zu den Kindern, die nahezu verzweifelt nach einer Familie suchen, was ihn emotional sehr aufwühlt und permanent beschäftigt. Bevor dieser Home-Visit arrangiert wurde, durchlebte Siyanda mehrere Tage in Depressionen, weil er sich mit der Frage beschäftigte, ob er sich überhaupt auf die Suche nach dem lang verschollenen Vater machen sollte. Dadurch kamen angestaute und unterdrückte Emotionen nach oben. Einmal saß ich über eine Stunde einfach neben ihm, um ihn zu trösten, worauf er dann an meiner Schulter einschlief.

Ein *Home-Visit* läuft so ab, dass Felix als Fahrer und Streetworker, die Sozialarbeiterin Fikile und der betreffende Junge zu der Familie fahren. Bei Siyanda war auch noch Sandra wegen ihrer engen Beziehung zu dem Jungen dabei. Als Siyanda zum Haus seines Vaters kam, war es verlassen und sah auch nicht sehr wohnlich aus. Sandra berichtete mir, dass an der Eingangstür eine große Pistole abgebildet war. Auf Nachfragen hin erfuhren sie von Nachbarn, dass sein Vater eines Nachts verschwunden war; niemand weiß wohin. Siyanda wird seinen Vater wohl nie wieder sehen. Sandra erzählte, dass er die Nachricht zunächst halbwegs gefasst aufnahm. Klar, er weinte erst einmal sehr, aber als ich ihn im Shelter traf, konnte er schon wieder etwas lachen. Ich denke mir, dass Gewissheit und Klarheit immer auch etwas Erleichterung mit sich bringen. Das Problem war nur, dass er dann auf Zakhele traf, der ihn schon seit geraumer Zeit zum Weglaufen überreden wollte. Ich ►

kann mir gut vorstellen, dass Siyanda, der in seinen drei Jahren auf der Straße mit allerlei Drogen in Verbindung gekommen war, gerne seine Emotionen und Trauer mit Klebstoff oder *Dagga* (südafrikanischer Ausdruck für Marihuana) vergessen wollte. Als die anderen Jungs badeten, rannten Siyanda und Zakhile weg und nahmen noch ein paar Schuluniformen der anderen Jungs mit. Nach diesem Abend herrschte im Shelter vollkommenes Unverständnis und Wut.

Am nächsten Morgen wurde das *Durban Outreach-Team* eingeschaltet, eine von *Streetwise* mit gegründete Gruppe von Sozialarbeitern, die auf Durban's Straßen direkt mit den Kids arbeiten. Siyanda sollte so schnell wie möglich gefunden werden, damit er zurück zur Schule kann. Die Tage verstrichen - nichts geschah. Im Büro machte sich Missmut breit. Warum konnte er nicht gefunden werden? Haben die Leute des Outreachteams zu wenig Bezug zu den Kids im Shelter und erkennen sie nicht auf der Straße? Nachdem eine Meldung ankam, dass Siyanda in Point gesehen worden war, beschlossen mein Mitfreiwilliger Malte und ich, ihn suchen zu gehen. Point kann ja schließlich nicht so groß sein. Point ist eines der gefährlichsten Stadtteile Durban's, da dort Drogengeschäfte und Prostitution - kurz „Business“ gemacht wird. Hier leben viele Straßenkids, auch wegen der Nähe zum Meer. Des Nachts würde man als Weißer und mit etwas Pech auch als Schwarzer einen Spaziergang auf bestimmten Straßen Points kaum überleben und auch mit dem Auto muss man extrem vorsichtig sein. Ich kenne die Gegend relativ gut, weil die Surfschule, in der ich mein Surfboard lagere, am Rand vom Point liegt.

Malte und ich nahmen das Minibustaxi und versuchten es zunächst beim Skatepark im Norden von Durban. Siyanda lebte den größten Teil seines Lebens auf der Straße in der Nähe des Skateparks. In der Regel kehren die Kids alle an ihren Lieblingsort zurück. Am Skatepark fragten wir

auch die Jungs, die dort rumhingen. Kein Erfolg. Also auf nach Point. Ich verspürte schon ein leichtes Kribbeln, als wir auf einer breiteren Straße in Richtung Point gingen. Wohin jetzt? Einfach mal auf gut Glück in die kleineren Gassen laufen, wo die Kids ihre Lager mit alten Decken und Pappkartons haben? Ich habe erfahren, dass die Kids nachts nicht schlafen. Sie verstecken sich vor der Polizei, die sie auf-

für ein Kind ist, die Kraft zu entwickeln von der Straße weg zu kommen und sich für ein geregeltes Leben ohne Drogen im Shelter zu entscheiden. Und gerade deshalb ist es so wichtig, die Kids so schnell wie möglich von der Straße zu holen, weil man nicht weiß, oder erst gar nicht wissen will, was in einer einzigen Nacht in den Straßen Durban's passieren kann. Eine einzige Nacht kann ein Kind zerstören.



mischt oder einsperrt, aber auch vor größeren Kids, die sie verprügeln, bestehlen, missbrauchen oder anderen Gangstern, die sie meist zur Prostitution zwingen oder auf andere Weise missbrauchen. Schlafen können sie erst, wenn die Morgendämmerung anbricht.

Um dieses Leben irgendwie zu ertragen, um mit dem Missbrauch klar zu kommen, den Hunger zu ertragen und auf dem harten Asphalt am Tag schlafen zu können, nehmen die Jungs eine ganze Menge Drogen. Sie schlafen bis zum späten Nachmittag, dann fangen sie an, Kleber zu schnüffeln oder rauchen Marihuana. Um Geld für Drogen und Essen zu verdienen, betteln sie, machen kleine Handlangerjobs, prostituieren sich oder überfallen Leute. Wenn man dieses Leben vor Augen hat sieht man, dass es schon ein gewaltiger Schritt

Zurück zu Malte und mir, auf den Straßen Points, an einem sonnigen Samstag-nachmittag. Wir beide schauen uns unsicher um, in welche Straße sollen wir gehen? Sehen wir ein bekanntes Gesicht? Wir haben Glück! Spesihle, ein Junge, der auch gerade erst von *Streetwise* wegge-laufen ist, kommt gerade vom Schwimmen im Meer und humpelt uns direkt vor die Füße. Spesihle wurde in diesem Oktober auf der Straße von Pietermaritzburg übel aufgeschlitzt, sein ganzer Brustkorb und sogar seine Gurgel ist mit sehr großen Narben übersät. Es ist ein Wunder, dass er mit diesen Verletzungen überlebt hat. Er erkennt uns und sagt, dass er weiß, wo Siyanda sich aufhält. Er humpelt voran, wir folgen ihm in eine der Gassen mit den großen Lagern von Straßenkids; auch Mädchen sind dabei. Von der ►

Seite labern uns ein paar Männer an, die vor einem Liquorstore, wo man Bier und Schnaps kaufen kann, stehen. Wir tun, als hätten wir nichts gehört. Den Kids sagen wir, dass wir für Streetwise arbeiten und fragen sie nach Siyanda. Gott sei Dank kennen die meisten den Shelter und er hat einen sehr guten Ruf auf der Straße. Sie verweisen auf die nächste Querstraße. Und tatsächlich - da ist er! Zuerst ist er etwas verunsichert und gibt schnell die Flasche mit seinem Klebstoff an einen

mit uns zurück zu kommen. Während wir mit den Jungs reden, spricht uns ein sehr zwielichtiger Mann an: „Arbeitet ihr mit den Jungs? Aah, OK! Ich dachte ihr wolltet Drogen kaufen.“ Wir winken uns ein Taxi herbei und machen uns auf den Rückweg.

Zurück im Shelter empfangen die Kids uns neugierig: „Warum habt ihr Siyanda nicht dabei?“ Ich kann ehrlich behaupten, dass nach keinem weggelaufenen Kind so oft gefragt wurde wie nach Siyanda. Die

Keine Spur. Unsere letzte Hoffnung ist, dass er zum Skatepark zurückgekehrt ist. Und tatsächlich, die Leute dort haben ihn gesehen, leider ist er bereits seit 20 Minuten verschwunden. Wir warten darauf, dass er zurückkehrt. Wir warten lange. Nichts! Verdammt, denke ich, es wird langsam spät! Es ist schon fast 15 Uhr und es ist zu erwarten, dass wir eine Weile mit ihm sprechen müssten um ihn zu überzeugen, doch wir sollten vor der Dämmerung mit dem Taxi aus der Stadt sein.



anderen Jungen weiter. Dann strahlt er übers ganze Gesicht: „Malte, Till, what are you doing here?“ Wir erkundigen uns wie es ihm geht und erinnern ihn an seine Schule und die anderen Jungs. Wir fragen, ob er nicht vielleicht mit uns kommen möchte. Erfolglos - er lehnt ab! An diesem Tag scheint er noch in einer sehr guten Verfassung zu sein. Zu Zekhile erzählt er uns, dass dieser mit beiden gestohlenen Uniformen zurück nach Hause ist, er wird sie verkaufen. Wir fragen ihn noch einmal, ob er nicht doch mitkommen möchte. Er entgegnet, dass er am Dienstag mit einem der Outreacharbeiter kommen werde! Tatsächlich hält sich Siyanda gerade vor der Nase des Outreachteams auf, genau auf der gegenüber liegenden Straßenseite des Hochhauses, in dem sie ihr Büro haben. Wir fragen uns, warum er noch nicht gefunden wurde. Spesihle entschließt sich,

nächste Woche näherte sich ihrem Ende zu, ohne dass das Outreachteam ihn zurück bringt oder etwas von sich hören lässt. Am Donnerstag beschließen Sandra und ich erneut nach ihm zu suchen. Vielleicht kann sie ja etwas bewirken. Wir fahren wiederum mit dem Taxi und checken zunächst die beiden Straßen ab, in denen Malte und ich ihn gefunden hatten. Kein Siyanda - nur, dass wir sehr früh von vielen komischen Gestalten umgeben sind. Zum Glück stellen sich einige als ehemalige Streetwise-Jungs heraus, die den Sprung leider nicht geschafft haben. Wegen der übermäßigen Aufmerksamkeit die wir auf uns ziehen beschließen wir aber Point zu verlassen. Vielleicht war es doch keine gute Idee, ohne Begleitung von Schwarzen und dann sogar noch mit einer weißen Frau nach dem Jungen zu suchen. Anschließend suchen wir den Strand ab.

Dann treffen wir zum Glück Annelies, eine Studentin aus England, die gerade eine Studie mit Straßenkids erarbeitet. Sie zeigt uns schnell die Spots im Viertel, wo sich die Kids oft aufhalten. Außerdem erzählt sie uns, dass sich ganz in der Nähe des Skateparks, auf einem Parkplatz, einer der größten Kinderstriche Durbans befindet und dass sie befürchtet, dass mit Siyanda etwas passiert sein könnte. Schließlich finden wir Siyanda vollgedröhnt und schlafend auf dem Bürgersteig gegenüber einem Imbissladen. Wir wecken ihn und reden kurz mit ihm, er ist mit einem anderen Jungen zusammen. Allerdings ist er noch nicht sehr klar im Kopf und muss dann in den Schnellimbiss zum „Arbeiten“ gehen. Dafür, dass die Jungs den Laden putzen, bekommen sie etwas zu essen. Es vergeht eine weitere Dreiviertelstunde. Sandra und ich sind beide keine geduldigen Wartenden. Als er endlich mit etwas Reis heraus kommt, ist er auch wieder halbwegs nüchtern. Dennoch ist sein Zustand ganz und gar nicht gut. Er gibt ein sehr eindringliches Beispiel, wie die Straße innerhalb von vier Tagen einen Menschen verändern kann. Sandra fragt Siyanda, ob er mit ihr spazieren gehen wolle. Ich unterhalte mich in der Zeit mit einem anderen Jungen. Endlich kommen Sandra und Siyanda wieder. Sie erzählt mir, er habe angefangen zu weinen, weil er missbraucht worden ist. Allerdings hat er Angst vor der Rückkehr, da er nicht weiß, was die anderen Jungs und die Lehrerin sagen werden. Wir versuchen ihm, diese Ängste zu nehmen, allerdings drängte die Zeit ►

sehr, es ist bereits 17 Uhr, die Taxi-Ranks werden schon voll sein und bald wird die Dämmerung kommen. Doch er kann sich nicht zur Rückkehr entscheiden und wir müssen gehen. Er verspricht uns jedoch, am nächsten Tag mit einem Streetworker des Outreachteams zu kommen, mit dem er tatsächlich in Kontakt steht. Als ich in das Taxi steige, fühle ich mich hundeeelend. Eine weitere Nacht auf der Straße für Siyanda...

Nachdem wiederum das Wochenende vergangen ist, ohne dass das Outreachteam ihn zurückgebracht hat, fahren Sandra und Felix mit dem Auto los und bringen ihn zurück. Die Jungs sind echt happy, ihn wieder zusehen. Siyanda geht zunächst nicht mehr zur staatlichen Schule, wo Kinder auf eine geregelte Schullaufbahn vorbereitet werden sollen - zunächst ist er auch kaum wiederzuerkennen. Er spricht häufiger mit einer Art Babystimme und lacht bei weitem nicht mehr so häufig. Zwei Wochen nach seiner Rückkehr in den Shelter kehrte er wieder auf die Straße zurück. Sandra und ich beschlossen zunächst, uns nicht um ihn zu kümmern, um ihn nicht die besondere Aufmerksamkeit zu geben, die ihn möglicherweise zum erneuten Weglaufen bewegt hatte. Dieses Mal muss er sich selbstständig zur Rückkehr entscheiden. Er weiß ja, wo das Outreach-Büro ist. Durch einen Zufall trifft Sandra ihn, als sie auf einem Spaziergang am Strand in die Nähe des Skateparks kommt. zunächst reagiert er sehr verdutzt, als Sandra ihm erklärt, dass sie ihn nicht suchen würde, sondern nur Urlaub mache. Jedoch hinterlässt sie ihm ihre und auch meine Telefonnummer, so wie die *Streetwise*-Büronummer.

In der nächsten Woche kommt tatsächlich der Anruf. Er möchte unbedingt zurück, es scheint fast so, als sei wieder etwas passiert. Sandra und ich machen uns auf den Weg zum Skatepark. Als wir dort ankommen, ist Siyanda nicht mehr auffindbar. Nach einigem Suchen machen wir einen kleinen Jungen ausfindig, der völlig zgedröhnt auf einer Parkbank döst. Sand-

ra kennt ihn noch von ihrer Arbeit auf der Straße. Als wir ihn erreichen, sprechen gerade zwei zwielichtig wirkende Inder mit ihm. Als wir zeigen, dass wir uns mit ihm beschäftigen wollen, verziehen sie sich in eine andere Parkecke und sprechen laut in ihre Handys. Der Junge kann uns nur mühsam mitteilen, dass Siyanda vor nicht allzu langer Zeit mit Annelies irgendwo hingegangen ist. Wir fragen ihn ausdrücklich, wie es ihm gehe und ob er nicht mit nach *Streetwise* möchte. Er wirkt noch sehr jung und klein, doch er meint, dass er nur schlafen wolle. Als wir weitergehen, kommen die Inder wieder zu ihm zurück. Ich rufe Annelies an und sie bestätigt, dass Siyanda bei ihr ist und dass er zurück zu *Streetwise* wolle. Wir sollen sie in einem kleineren Park im nördlichen Teil Durban treffen. Dort treffen wir Siyanda, Annelies und Sfiso. Diesmal haben wir mehr Zeit zum Reden. Wir versuchen ihm klar zu machen, dass es nach den Regeln von *Streetwise* nicht mehr viele Chancen für ihn ge-

entscheiden würde, dann müsse er auch die Zähne zusammenbeißen und durchhalten, wenn er mal Haue von anderen Kids bekomme oder Lehrer mit ihm schimpfen würden. Alle Probleme ließen sich klären, wenn man darüber sprechen könne. Nach einiger Bedenkzeit entscheidet er sich zur Rückkehr. Er wolle sofort wieder zur staatlichen Schule gehen, dies wiederholte er später auch noch einmal vor Sister Helena, der Leiterin des Shelters. Ich hatte an diesem Tag selbst persönliche Probleme, doch durch die Erinnerung an diesen kleinen Jungen, ohne Eltern und Familie, zgedröhnt auf der Parkbank schlafend und den Anblick von Siyanda auf der Rückbank, der wahrscheinlich wieder missbraucht worden war, war mir ganz und gar nicht nach Jammern zumute und ich war plötzlich sehr, sehr dankbar und froh über alles, was ich habe! Und das bisherige Ende der Geschichte: Nach drei Wochen im Shelter und dem Besuch der Schule kehrte er wiederum auf die Straße zurück ...



ben könne und dass es für ihn an der Zeit sei, sich für Schule und eine Zukunft zu entscheiden. Leider gibt es nämlich kaum Programme für ältere Streetkids. Wenn die Kids 18 oder älter und bis dahin noch nicht gefestigt sind, bleibt ihnen oft keine andere Möglichkeit als die Kleinkriminalität. Wenn er sich für eine positive Zukunft

Diese wahre Begebenheit zeigt sehr gut, wie schwer es ist, mit so jungen Menschen zu arbeiten, die durch große Verluste und Tragödien in ihrem Leben emotional völlig instabil sind und so auf die von Drogen, Gewalt und sexuellen Missbrauch geprägte Welt der Straße geworfen werden. Mit so einem Schicksal wieder Stabilität zu ►

erlangen und den Drogen zu entsagen ist ein sehr schwieriger und komplexer Prozess, der auch, wenn er doch noch zum Erfolg führt, oft über viele Umwege gegangen wird. Sich für das Leben in einem Shelter, für eine Schulausbildung und ein Leben ohne Drogen zu entscheiden bedeutet - neben einer enormen Willenskraft - Stand zu halten, auch wenn ältere Kids einen terrorisieren oder wenn es in der Schule Probleme gibt.

Eigentlich schreiben die *Streetwise*-Regeln vor, dass jeder nur eine Chance hat. Dahinter steckt der Gedanke, dass, wenn toleriert wird, dass ein Junge immer wieder geht und wieder kommen kann, die anderen Jungs dies nachahmen und alle Bemühungen zunichte gemacht werden. Dies hat sicherlich seine Berechtigung, allerdings werden Kids, die sich gut benommen haben, in der Regel auch das zweite oder dritte Mal aufgenommen.

All das zeigt, wie schwierig das Ziel ist, Kinder wieder in ihre Familien und *Communities* zu integrieren - besonders da der Schrecken HIV immer größere Löcher in die südafrikanische Gesellschaft reißt. Viele der Kids haben schlichtweg keine Verwandten, geschweige denn Eltern, bei denen sie leben könnten, und sind dadurch halt- und ziellos. Südafrika wird in Zukunft viele Waisenhäuser brauchen...

Die Arbeit mit Straßenkids ist schwierig und zum Teil sehr frustrierend. Aber gerade wegen meinen Erfahrungen bin ich dankbar, dass ich nicht nur auf der Straße arbeite, sondern auch in einem Shelter („Schutzraum“), wo es den Jungs erlaubt ist, wieder Kinder zu sein. Hier können sie lachen, spielen, Fernseher schauen, singen und tanzen. Hier können sie nachts halbwegs in Ruhe schlafen und müssen sich keine Gedanken darüber machen, wie sie am nächsten Morgen satt werden.

Ich bin für diese Erfahrungen sehr dankbar.

Interview:

Eine Erfolgsstory

Freiwilliger Till Bühler interviewte seinen Freund Bongani, der als Kind bei *Streetwise*, dem südafrikanischen Projekt, in dem Till arbeitet, lebte.

Bongani ist mittlerweile 24 Jahre alt. Er macht den Eindruck eines sehr gepflegten, nachdenklichen, etwas stillen und sehr intelligenten jungen Mannes. Ich lernte ihn kennen, als er vor ungefähr einem Monat zu uns in den Shelter, wo Kinder von der Straße kommend Unterschlupf finden, kam um an seinem neuen „Projekt“ weiter zu arbeiten.

Sein Projekt stellt ein Super-Drahtauto dar. Ein voll funktionstüchtiges Modell eines Mobils, das vielfältigste Funktionen aufweist. Als er mir das erste Mal alle Funktionen seiner Erfindung vorführte, verschlug es mir vor Einfallsreichtum und Innovation die Sprache.

Nur aus Schrott hat er ein Fahrzeug geschaffen, das in der Lage ist, Fahrbahnmarkierungen auf die Straße aufzubringen, Löcher zu bohren und in diesen Löchern den Grundwasserstand zu kontrollieren. Um das ganze Gefährt zu aktivieren, muss man zunächst einen Code eingeben und über eine speziell angefertigte Sicherheitskarte verfügen. Mit diesem Mobil hat Bongani schon Preise in verschiedenen Nachwuchswettbewerben gewonnen.

Inzwischen gibt Bongani bei uns einen echt tollen Technologieunterricht. Er erklärt den Kids einfachste Schaltkreise oder zeigt ihnen, wie man einen Whirlpool mit Brause und Beleuchtung (natürlich nur im Modell) baut. Hinter unserer

Schreinerei kann man schon die Anfänge seines zukünftigen, sehr ehrgeizigen Projektes bewundern - ein selbst zusammengeschweißtes Stahlgestell, aus dem



er ein voll funktionstüchtiges Auto bauen möchte. Von daher konnte ich es kaum glauben, dass Bongani als Kind ein Jahr in *Streetwise* gelebt hat und bisher noch nicht die Möglichkeit hatte zu studieren. Da ich mit ihm gut befreundet bin konnte ich ihn über die (Erfolgs-)Geschichte seines Lebens interviewen...

■ **Till Bühler**, 20 Jahre, arbeitet seit August mit der *Weltweiten Initiative* in Durban, Südafrika.



Wann bist Du als Junge zu Streetwise gekommen?

Das war 1995, ich war zu dieser Zeit 12 Jahre alt.

Darf ich Dich fragen, wie Du auf die Straße gekommen bist?

Klar, ich lebte zu diesem Zeitpunkt mit meiner Mutter zusammen. Mein Vater verließ uns als ich neun Jahre alt war. Dann beschloss meine Mutter 1992 an einen anderen Ort zu ziehen, aber dort konnte sie keinen Job finden. Deswegen hatten wir oft nichts zu essen. Es waren sehr harte Zeiten damals. Eines Tages wurde es so hart, dass ich mich dazu entschied nach Durban zu gehen. Dort lebte ich sechs Monate auf der Straße, aber ich kam ab und zu für kurze Zeit zurück nach Hammersdale (der Ort, in dem seine Mutter lebte).

Wie und wo lebst Du in Durban?

Ich lebte in der Nähe des Strandes im Viertel Point. Manchmal hatte ich kleine Jobs, verkaufte Säfte oder Stahlwolle am Taxi-Rank (Taxi-Haltestelle). Ich arbeitete einige Zeit auch als Taxi-Conductor (die Person, die versucht Passagiere für den Taxifahrer zu werben) in Chatsworth (einem anderen Stadtteil von Durban). Während dieser Zeit habe ich in einem alten Auto geschlafen. Ich glaube, es war ein Chevy... (er erinnert sich und lacht) - Ich habe aber keine Drogen genommen!

Warum nicht? (Diese Frage mag etwas seltsam erscheinen aber heutzutage nimmt in der Regel jedes Straßenkind Drogen)

Also, ich habe mal ausprobiert zu rauchen, aber ich fühlte mich nicht besser davon.

Wie bist Du zu Streetwise gekommen?

Zu dieser Zeit arbeitete ich als Taxifahrer. Ich war aber sehr krank und hatte kein Geld für Tabletten, also beschloss ich von meinem Arbeitsgeber Geld zu klauen, um Tabletten kaufen zu können. Aus Angst vor ihm floh ich zurück nach Durban Central; dort fand mich ein Mann, der für Streetwise

arbeitete. Er fragte mich, wo ich herkam und warum ich auf der Straße lebte. Ich erzählte ihm meine Geschichte und er brachte mich nach Hause. Meine Mutter freute sich sehr mich wieder zu sehen, allerdings war am Ende des Monats (Zahltag ist immer zu Beginn des Monats) das Leben wieder so hart, dass ich beschloss zurück nach Durban zu gehen. Meine Gedanken waren zu diesem Zeitpunkt nicht so klar. Dort wurde ich dann erneut von diesem Mann gefunden, und er sagte mir, dass es da einen anderen Platz gäbe, wenn ich zur Schule gehen wollte, aber zu Hause nicht leben konnte. Er nahm mich mit zu Streetwise.

Wie lange hast Du bei Streetwise gelebt?

Für 12 Monate. Ich besuchte die *Primary School* (Grundschule) in der *Community* (Nachbarschaft).

Wie hast Du die Zeit bei Streetwise empfunden?

Es war gut. Ich wollte auf jeden Fall nicht mehr nach Durban zurück. Auch wenn mir die großen Jungs manchmal echt eine harte Zeit bereitet haben. Ich war mit 12 Jahren eher ein kleiner Junge.

Zu dieser Zeit waren andere Freiwillige aus Dänemark da. Sie machten auch eine Geschichte über mich und machten Bilder. Ich zeigte ihnen die Plätze, an denen ich in Durban gelebt habe. Sie gingen zurück, und als sie wiederkamen, kauften sie mir ein neues Fahrrad.

Als ich mich dann nach 12 Monaten dazu entschied, zu Hause zu bleiben, motivierte mich das Fahrrad sehr zu bleiben und zur Schule zu gehen. Ich stieg in *Grade 4* (vierte Klasse) ein und bestand schließlich meinen Schulabschluss. Ich ging nie wieder zurück nach Durban! Ich wusste, was ich wollte.

Wie und wann hast Du begonnen, Autos zu bauen?

Es war wohl in *Grade 6*. Wir bauten Drahtautos in der Schule. Als ich dann zu Hause war, nahm ich ein Stück Metall und

versuchte einen Hubschrauber zu bauen. Ich nahm eine Batterie und einen kleinen Motor und versuchte eine Fernbedienung zu bauen. Als ich es geschafft hatte, war ich sehr glücklich, weil ich sehen konnte, dass ich selber etwas erfunden hatte! Es drehte sich richtig und ich habe ihn dann auch sehr schön angemalt.

Woher bekommst Du die Teile für Deine Erfindungen?

Ich benutzte die Motoren von alten Schrott-Radios. Ich war so glücklich, als es endlich funktionierte, dass ich gleich beschloss, ein größeres Flugzeug zu bauen. Diesmal baute ich vier Motoren und acht Lichter ein und machte meine eigene Fernbedienung. Dann experimentierte ich mit Schaltern. Es ging ganz einfach... Keiner musste mir etwas zeigen. Ich habe mir einfach Schalter angeschaut und gelernt.

Wie viele Wettbewerbe hast Du schon gewonnen?

Ich gewann zwei Wettbewerbe des großen Energieunternehmens „Eskom“ in Durban. Mit zwei verschiedenen Projekten gewann ich die Gold-Medaille. Einmal ging ich sogar zum landesweiten Wettbewerb nach Pretoria und dort gewann ich Bronze. Ich werde aber auf keine Wettbewerbe mehr gehen, man bekommt kein Geld und dort sind Ingenieure, die die Ideen klauen. Ich suche eher nach Sponsoren...

Wie sehen Deine Pläne für die Zukunft aus?

Ich würde sehr gerne mechanischer Ingenieur in einer großen Firma werden. Allerdings bräuchte ich dafür einen Sponsor, weil ich die finanziellen Mittel zum Studium nicht habe. Allerdings war ich mit meiner bisherigen Suche nach einem Sponsor noch nicht sehr erfolgreich. Viele Firmen wollen nicht investieren, aber ich werde es weiter versuchen und mich mit meinen Projekten bei Firmen vorstellen.

Vielen Dank für das Gespräch.

alle Fotos S. 30-35: privat

Was ist schon „behindert“?

Reflexionen über das vergängliche Äußere

von Philipp Heß, Südafrika

Vor ungefähr zehn Monaten betrat ich das erste Mal in meinem Leben eine Schule für körperlich behinderte Menschen. Es war die *Harding Special School* (HSS) im fernen Südafrika.

Vor meinem Dienst hier hatte ich eigentlich selten Kontakt zu Menschen mit körperlicher Behinderung. Unangenehm war und ist mir der Umgang mit „Behinderten“ nicht. Was heißt schon behindert? Nicht alleine die Treppe hochgehen zu können; im Rollstuhl zu sitzen oder nicht ohne Sehhilfe ein Buch lesen zu können? Diese Fragen habe ich mir seit meiner Ankunft oft gestellt.

Ja, die Ankunft - ich war sehr aufgeregt! Was, wenn es die falsche Entscheidung war, und es einfach zu viel für mich sein würde? Zu viel Neues und Unbekanntes, zehntausend Kilometer von meiner Heimat entfernt, in einer fremden Kul-

tur... Doch all meine Bedenken verfliegen, als ich durch das Schultor trat und uns ein Empfangskomitee von fünfzig strahlenden, fröhlichen Kindern herzlich begrüßte und einfach nur Freude und Neugier ausstrahlte. Seit diesem Augenblick habe ich kein einziges Mal mehr an meiner Entscheidung gezweifelt. Im Gegenteil, ich bin froh mit so herzlichen und starken Persönlichkeiten Zeit verbringen zu dürfen! Gerade in einer Gesellschaft wie der südafrikanischen, in der Behinderung oft als „Strafe Gottes“, behinderte Kinder als „Schande für die Familie“ angesehen werden, muss man ein dickes Fell haben, muss man stark sein. Ich könnte es voll und ganz verstehen, so einer Gesellschaft den Rücken zu kehren. Doch bei unseren Kids ist das ist nicht der Fall! Das herzliche Lächeln von Neliswa, einem Mädchen, das aufgrund eines Auto-unfalls von der Hüfte abwärts gelähmt im Rollstuhl sitzt, oder ein kurzes verschmitztes Blinzeln von Bonga, dessen Beine amputiert wurden, zeigt so viel Lebensfreude, so viel herzliche Zuneigung, dass man die so schweren Lebensumstände der Kids



■ Philipp im Kreise von Projektkindern

vergisst. Genau deswegen bewundere ich diese kleinen Menschen mit ihren großen Schicksalen und bin dankbar, die Möglichkeit zu haben, von so starken Persönlichkeiten zu lernen. Zu lernen, sich und seine Behinderung zu respektieren, über sich und seine Vorurteile hinaus zu blicken und den Menschen an sich zu sehen, nicht sein vergängliches Äußeres!

Was heißt schon „behindert“ sein? Nicht ohne Hilfe eine Treppe hoch gehen oder nicht richtig Lachen zu können? ■■

■ **Philipp Heß**, 20 Jahre, ist seit August 2006 Freiwilliger an der *Harding Special School* für behinderte Kinder in Südafrika (Bild s.o.).

Russland

Das andere Russland

Zwei Freunde in St. Petersburg

von Lion Kochan, Russland

Es ist ein warmer, sommerlicher Tag, der Himmel ist strahlend blau und auf den Straßen sieht man die ersten leichter bekleideten Jugendlichen. „Lass uns in einer halben Stunde beim 24-Stunden-Laden treffen. Genau. Wie immer!“, sage ich zu Sergej und lege den Hörer auf. An seiner Stimme kann ich erkennen, dass er sich wieder einmal mit seiner Freundin gestritten hat. An der „*Uliza Vasstanja*“

ist es heute ungewöhnlich voll. Der Stau ist noch schlimmer als an anderen Tagen. Als ich dann nach eingepplanter Verspätung auf Sergej treffe, fragen wir einen vorbeigehenden Passanten. „Hier soll heute eine Demo sein. Was genau, kann ich Ihnen leider nicht sagen“, antwortet der Herr hinsichtlich des Chaos'. Wir kümmern uns nicht weiter, es gibt im Moment schließlich ein anderes Problem: Sergej.

„Wie sieht es aus mit der Arbeit? Hast du endlich etwas gefunden?“, frage ich

ihn. „Hatte da so ein Angebot. War aber nicht so richtig etwas für mich“, antwortet er sehr zögerlich. „Bist du denn hingegangen?“, will ich mich noch einmal versichern. Er schaut mir kurz in die Augen, wendet seinen Blick dann schnell wieder ab und entgegnet mir: „Ja, du weißt doch. Ich hab doch dieses Problem mit den Transportmitteln. Ich habe es probiert. Es geht einfach nicht. Ich kann da einfach nicht einsteigen. Lass uns über etwas anderes reden! Weißt du, gestern wollte ich mit Mascha...“ Ich unterbreche ihn: „Sag ►

mal, wie willst du dein Studium eigentlich beenden, wenn du nicht arbeiten gehst?“ Rasch erwidert er: „Ich mache das schon. Du fängst schon an wie meine Eltern.“ Ich lasse nicht locker: „Ja, und die probieren es ja schon vergeblich seit 34 Jahren.“ Das macht ihn spürbar sauer: „Jetzt reicht es. Lass uns lieber gucken, was hier los ist.“

Als wir den „Ploschad Vasstanija“ erreichen, einen zentralen Punkt der Stadt, sehen wir eine Schar von Polizisten. Jetzt wird uns klar, was für eine Demo heute hier stattfinden würde. „Marsch der Unzufriedenen“ nannten sie auch schon beim letzten Mal ihre Demonstration. „Das andere Russland“, eine Partei, die vom ehemaligen Schachweltmeister Garri Kasparow geführt wird, versucht durch etliche Demonstrationen in Russlands Großstädten die Menschen zu mobilisieren. Im März 2008 stehen die nationalen Wahlen an. Nach der jetzigen Gesetzgebung wird es dann einen neuen Präsidenten geben, da Amtsinhaber Wladimir Putin nicht länger als zwei Amtszeiten regieren darf.

Es ist gerade einmal 17 Uhr und der Verkehr steht still. Die Demonstration sollte erst um 19 Uhr starten. Hier sieht es eher so aus, als würde ein Heer radikaler Oppositionsgegner aus dem am „Ploschad Vastanija“ liegenden Bahnhof stürmen und versuchen, die Stadt zu erobern. „Komm, lass uns hier entlang. Das ist nichts für uns!“, meint Sergej. Ich frage ihn interessiert: „Warst du beim letzten mal hier? Im April, als es die Ausschreitungen gab?“ - „Nein.“ Ich daraufhin: „Ah, du hast wohl gearbeitet.“ Er versucht, die

Situation zu erläutern: „Da hatte ich noch meine Stelle als Aushilfe im Labor nicht weit von hier.“ Ich erwidere: „Interessiert dich das denn gar nicht? Ich mein’, ich hau hier in sechs Monaten wieder ab, aber du wirst dein ganzes Leben lang hier wohnen.“ „Weißt du,“ antwortet Sergej, „ich will einfach nur, dass es meiner Familie gut geht. Das ist alles. Mehr will ich gar nicht.“ Ein leichtes Grinsen kann ich mir

Ich wusste, dass er mit dem Geld im Spielkasino war. Er ist spielsüchtig.

Als wir am „Nevskij Prospekt“ entlang gehen, beginnt das Wetter sich zu ändern, wie vor einem Gewitter oder einem starken Schauer. Ich liebe dieses Gefühl. Es gibt mir das Gefühl von Freiheit. Ich gucke in die Augen der Menschen und habe ein komisches Gefühl. Als ob sie alle darauf

warteten, dass einer das Zeichen gibt und alle hinterher ziehen. Als hätte man einen großen Coup geplant und ist kurz davor ihn zu realisieren. Dann verlässt mich dieses Gefühl aber plötzlich wieder, als eine der hier verbreiteten Hummer-Limousinen an mir vorbeifährt und der „Laufsteg“ des „Nevskij Prospekt“ beginnt. Beim Anblick der jungen Mädchen kommt mir sofort ein Gedanke: „Also, ohne die Frauen hätte es hier auf jeden Fall schon eine Revolution gegeben.“, sage ich ein wenig provozierend. Sergej lacht und guckt mich mit einem bestätigenden Blick an. Immer, wenn er so guckt, sieht er aus wie ein kleiner Junge.



nicht verkneifen: „Tja, schade, dass wir keine Geldmaschine haben. Dann müsstest du nicht mehr arbeiten, hättest aber trotzdem Geld für deine Familie. A propos Geld, hast du meine 500 Rubel, die ich dir geliehen habe?“ „Oh, tut mir leid!“, entgegnet er „Die hab ich jetzt vergessen...“

Er hat soviel Talent, dass man neidisch werden könnte, aber er nutzt es einfach nicht. Ich frage ihn: „Hast du schon mal daran gedacht, dass der Staat dir deine Zukunft verbaut?“ Er guckt mich fragend an: „Wie meinst du das jetzt?“ „Naja, du musst dein Studium ja ganz alleine be- ►

zahlen, und nur weil du nicht die finanziellen Mittel hast, kannst du nicht mehr studieren. Du hattest ja noch gar keine Chance Geld zu verdienen, wenn du noch nicht mal zu einer professionellen Arbeitskraft ausgebildet worden bist.“ Er lässt seinen Blick umherschweifen und antwortet etwas trotzig: „Ja, so ist das halt. Ich kann es auch nicht ändern. Lass uns in den Markt dort gehen. Ich brauche ein Bier.“

Ich mag kein Bier. Und dann schon längst nicht am Nachmittag. Einige laufen schon früh morgens mit einer Flasche herum, wenn sie noch imstande sind zu laufen. Nicht umsonst ist Alkohol hier die

Todesursache Nummer Eins, mal ganz davon abgesehen, dass es laut Statistiken 20 Millionen Menschen gibt, die ein Alkoholproblem haben. Und das bei 140 Millionen Einwohnern. Da muss ich an Kyrill denken, der auch immer „gut dabei“ war. Ich frage Sergej: „Wie geht es Kyrill eigentlich?“ „Die haben ihn erwischt.“ „Wie jetzt? In der Metro oder wo?“ „Nein, einfach auf der Straße.“ „Und jetzt?“ „Ja, wie, und jetzt! Jetzt ist er beim Militär. Wie jeder andere auch, der Pech gehabt hat. Hoffen wir das Beste.“ Es ist seltsam, hier so viel Polizei zu sehen. In vielen Metro-Stationen stehen sie und picken willkürlich Leute heraus, um deren Aufenthaltsgenehmigung zu prüfen oder zu gucken, ob der junge Herr denn schon beim Militär war.

Die Wolken am Himmel verdichten sich immer mehr. Trotzdem sehen wir bisher nur Polizisten. Sergej erzählt mir von seinen Frauenproblemen, ich bin nur halb bei der Sache. Mich faszinieren die Menschen.

Solche Gegensätze habe ich noch nie gesehen. Alleine wenn man über die Ampel geht und auf einer zweispurigen Straße einen klapprigen russischen Lada neben einem BMW 6er stehen sieht, versteht man schon, dass die Welt nicht mehr. Verstehe ich sie nicht, weil sie einfach nur eine andere Denkweise verfolgt als ich? Andere



Prioritäten in den Vordergrund stellt? Ist es meine Engstirnigkeit? Oder gibt es hier auch Menschen, die so zwiespältig über dieses Land denken wie ich?

Da muss ich wieder an die Demo vom April denken. Die Auseinandersetzungen konnte ich nachher im Internet sehen. Ein seltsames Gefühl, wenn man dann auf einmal seine Straße auf dem Bildschirm erkennt. Im Ausland heißt es immer, in Russland sei alles gleichgeschaltet. Man kann die Presse gleichschalten. Das Fernsehen. Politische Gruppen verbieten oder einschränken, aber niemals all die Menschen gleichschalten. Denn gerade dort, wo die Hoffnung bei vielen schwinden mag, gibt es andere, die diese Hoffnung auffangen. Bei Sergej ist es auch so. Er hat das Zepter aus der Hand gegeben und fühlt sich als ein Geschädigter des Staates, ihm hilflos ausgeliefert. Vielen kann man diese Hoffnungslosigkeit ansehen, aber es wird ein Punkt kommen, wo auch sie erwachen und

sehen werden, was sie bewirken können. Jeder Einzelne von ihnen.

Es ist mittlerweile 18:30 Uhr und Sergej deutet an, dass man ihn zu Hause erwartet. Ich verabschiede mich, erinnere ihn noch einmal an das Geld, welches er mir schuldet und gehe ebenfalls nach Hause.

Von der Demo sehe ich heute Abend nichts mehr. Sie findet aufgrund von Verzögerungen erst am nächsten Tag statt. Ich rufe Sergej an. Ob er heute Abend Zeit habe. Er sagt, er sei bei seiner Freundin.

Im Hintergrund höre ich die Geräusche eines Flipperautomaten. ■■

.....
Links und Quellen:

http://www.aktuell.ru/russland/menschen/kurzbiographie/garri_kimowitsch_kasparow_134.html

http://www.aktuell.ru/russland/reportagen/alkoholismus_in_russland_trinken_bis_zum_umfallen_117.html

Fotos: privat

■ **Lion Kochan**, 20 Jahre, arbeitet in St. Petersburg, Russland, im Förderzentrum *Dom Malezki*.



Brasilien**Projektbeschreibung:
„Barraca da Amizade“**

Leon Thurner stellt sein Projekt vor, die
„Hütte der Freundschaft“

Die *Barraca da Amizade* ist ein Heim für Jugendliche zwischen 12 und 18 Jahren mit bis zu 30 Wohnplätzen. Hier finden Straßenkinder und Kinder oder Jugendliche in Notsituationen Zuflucht. Meistens handelt es sich hierbei um Straßenkinder, die aus unterschiedlichen Gründen auf der Straße gelebt haben. Manche von ihnen sind Waisen und haben keine Verwandten, die sie aufnehmen wollen, manche sind vor Gewalt in den Familien geflohen, andere wiederum konnten von ihren Familien aufgrund von Armut nicht ernährt werden oder wurden von ihren Familien, z.B. aufgrund von Behinderungen, verstoßen. Das Ziel der *Barraca da Amizade* ist es, den Kontakt zwischen den Jugendlichen und ihren Familien (falls noch vorhanden) herzustellen und im Idealfall die Jungen wieder in ihre Familien zu integrieren. Tagsüber werden Workshops, sogenannte „*Oficinas*“ angeboten, an denen auch Jungen aus dem Viertel teilnehmen. Derzeit bietet die Barraca vormittags drei verschiedene *Oficinas* an: Cici, ehemali-

ger Bewohner der Barraca, bringt den Kindern Jonglieren mit selbst gebastelten Keulen und Bällen, Ein- und Hochradfahren, Trapez-, Vertikaltuch- und Sprungbrettspringen bei. Heinrich bietet einen Kunstkurs an und ich recycle mit den Jungen Papier. Nachmittags gibt es Fußball, Malen oder Informatik sowie (für alle verpflichtend) Nachhilfe. Durch die *Oficinas* soll nicht nur ein Gruppengefühl geschaffen werden, sondern es soll auch ein wenig Professionalisierungsarbeit geleistet werden. Die Kinder in der Barraca erlernen zwar keine Berufe, aber es wird auf einfachste Art und Weise Motorik und Koordination geschult. Aufgrund von Erfahrungen mit Drogen und Gewalt sowie von Unter- oder Fehlernährung sind manche Kinder (auch körperlich) unterentwickelt und es fehlt ihnen an den einfachsten motorischen Fähigkeiten. Ein gerader Schnitt mit der Schere stellt für manche schon einen großen Erfolg dar.



■ Nationalsport Capoeira auf dem Schulhof

nahe gelegenen öffentlichen Schulen. Diese bieten Schulstunden extra für Jugendliche an, die aufgrund von Bildungsrückständen tagsüber keine Schule besuchen können. Hier gehen oft 16- bis 18-Jährige in eine erste Klasse um Lesen, Schreiben und Rechnen zu lernen. Leider braucht man, um zur Schule gehen zu können, einen Ausweis oder zumindest ein amtliches Geburtsdatum. Da viele Kinder keines von beidem haben, erweist sich die Einschulung teilweise als schwierig. Irgendwie klappt es aber dann doch meistens, so wie im Fall von Luciano, bei dem sich der Jugendrichter kurzerhand bereit erklärte, das Sorgerecht zu übernehmen um dem 17-Jährigen zum ersten Mal in seinem Leben einen Schulbesuch zu ermöglichen.

Trotz dieser schwierigen Situation und den teilweise schlimmen Vorgeschichten, ist die Stimmung in der Barraca immer sehr fröhlich und ausgelassen. Meist schallt mir ein „*Oi alemão!*“ („Hallo Deutscher!“) entgegen, wenn wir die Barraca betreten. Man begrüßt sich, wie zum Teil auch in Deutschland mit Handschlag und Aufeinanderschlagen der Fäuste. Meist umringt uns eine ganze Schar von Kindern. Trotzdem schärft uns Iris, die Leiterin des pädagogischen Sektors, unsere erste Vorgesetzte und Mentorin, immer wieder ein, vorsichtig zu sein. Denn freundschaftliche Atmosphäre hin oder her - wer hier Wertgegenstände unbeaufsichtigt herumliegen lässt, kann sich sicher sein, dass sie ►

Abends besuchen die Kinder eine Schule. Da viele der Kinder weder lesen noch schreiben können, ist ihnen der Besuch einer „normalen“ Schule verwehrt. Stattdessen gehen die Jungen abends zum Unterricht in die

auf seltsame Art und Weise verschwinden und niemand etwas gesehen hat. Iris spricht aus Erfahrung: Ihr wurde schon dreimal das Handy geklaut, nur einmal hat sie es wiederbekommen können. Auch sonst ist Vorsicht geboten, scharfe Gegenstände werden normalerweise vermieden. Gegessen wird nur mit Löffel und Gabel und wer in *Oficinas* Scheren oder Messer benützt, muss sie abzählen und am Ende wieder einsammeln, um sicherzugehen, dass niemand etwas Waffenfähiges mitgehen lässt. Auch bei Klebstoff ist Vorsicht geboten, da viele der Kinder früher Klebstoff als Droge benutzt haben.

Die *Barraca da Amizade* hat eine ungewöhnlich lange und wunderschöne Entstehungsgeschichte. 1987 fanden sich zwei Brüder zusammen um die Arbeit mit Straßenkindern einmal anders zu gestalten. Im Gegensatz zu der damals vorherrschenden Methode gingen sie spielerisch auf die Straßenjungen und -mädchen zu, um eine Kommunikationsbasis und ein Vertrauensverhältnis zu schaffen. Die ersten Kontaktaufnahmen waren immer die an jedem Ort durchführbaren Capoeira-Run-

innen lernten und sich in ihr Programm integrierten. Als die Artisten in ihre Heimatstadt zurückkehrten, schenkten sie einiges ihrer Ausrüstung den Jugendlichen, so dass die Gruppe beschloss die Zirkusarbeit fortzuführen.

Am Anfang gab es viele Schwierigkeiten, vor allem aufgrund der Vorurteile, mit der die Gruppe bedacht wurde. Die Polizisten verstanden das Ausmaß der Arbeit nicht und interpretierten sie als „Mobilisierung von gesellschaftlichen Randgruppen“ (man bedenke, dass Brasilien sich damals gerade im Übergang von Militärdiktatur zu einer präsidentiellen Demokratie befand).

Als 1988 der *Praça José de Alencar* (zentraler Platz Fortalezas) renoviert wurde, sammelten alle Gruppenmitglieder zusammen Material (Bauschutt) und bauten eine Hütte (genauer gesagt einen mit Blech überdachten Ort) und entschieden gemeinsam über die Namensfindung „*Barraca da Amizade*“ - „Hütte der Freundschaft“.

Die Jugendlichen der *Barraca da Amizade* realisierten einige erfolgreiche Aufführungen auf dem Platz. Dies stärkte die Akzeptanz der Anwohner, die Gruppe wurde sogar von der Stadt gebeten, ein Sommerferienlager im Zentrum mit Workshops zu Capoeira, Zirkus, Marionetten-Basteln usw. zu organisieren. Etwa 100 Jugendliche nahmen da-

ran teil. Manche der Gruppenmitglieder fingen an, mit den Betreuern zusammen zu wohnen. Die daraus resultierenden materiellen Schwierigkeiten führten zu einem Rückgang der Straßenarbeit und einer intensiven Produktion von Spielzeug und Auftritten, um das Überleben zu sichern. Die Gruppe begann sich schließlich zu professionalisieren, und um besser an

Fördermittel zu kommen, wurde die Barraca dann doch zu einer Institution. Die Straßenarbeit wurde fortgeführt und ein fester Kern wohnte zusammen in der Hütte am Platz.



1994 zog die Barraca um. Ein Haus direkt am Strand bot gut 20 Jugendlichen ein Zuhause. Inzwischen ist die Barraca noch einmal umgezogen. Heute liegt das Gelände des Projektes am äußersten Rand Fortalezas, in Mondubim. Die Jungen wohnen nicht mehr zusammen in einem Raum, sondern 12 Zimmer bieten Platz für maximal 30 Jugendliche.



■ Die erste Barraca

■ Heutiger Schuihof der Barraca

den, Kampfsport, Tanz und Spiel zugleich, Symbol der Unabhängigkeitsbewegung der Schwarzen.

Entscheidend war dann der Besuch einer Zirkustruppe aus Juazeiro de Norte, die ihre Kunst im Zentrum Fortalezas täglich zeigte, und die Straßenkinder so faszinierten, dass gut 50 von ihnen über einen Monat hinweg mit den Artisten lebten, von

Heute arbeiten zwei der ehemaligen Jugendlichen der Kerngruppe in der Barraca. Cici hat seine Faszination für Zirkusartistik bis heute nicht verloren und gibt seine Fähigkeiten an die jetzigen Jugendlichen weiter. Kiko arbeitet als Betreuer über Nacht. Seine Mutter, die damals mit ihrem Jungen um eine bessere Zukunft kämpfte, wohnt immer noch in der Barraca und ist die Großmutter aller Jungen. ■

■ **Leon Thurner**, 20 Jahre, arbeitet seit September 2006 in der *Barraca da Amizade*.



Arbeitsalltag in der



Barraca da Amizade

Lennart Lietz schildert, wie er einen typischen Tag in seinem Freiwilligendienst in Brasilien verbringt

Mein Arbeitstag in der Barraca beginnt um 13 Uhr. Meistens komme ich aber früher, da ich erstens keine Uhr habe und darum nicht weiß wie spät es genau ist, und zweitens, weil ich oft in der Barraca Mittagessen möchte und somit etwas früher kommen muss. Von 13 bis 14 Uhr habe ich dann Zeit, um meine *Oficinas* ("Unterricht") vorzubereiten, mit den Jungen zu spielen oder zu reden und auch das Ereignisbuch der Barraca zu studieren, wo Einträge über die Jugendlichen und besondere Ereignisse, von den Erziehern (*Educadores*) gemacht werden. Die Nachmittags-*Oficinas* beginnen um 14 Uhr. Montags und mittwochs bedeutet das für mich Fußball-Training auf dem nahe gelegenen Fußballplatz (*Campo*), dienstags und donnerstags *Oficina da Pintura* ("Kunstunterricht") im Sala de Pintura, dem Raum, der extra für diese *Oficina* eingerichtet wurde.



■ Bastelstunde (gefährlich!)

Für den Fußball sind mehrere Vorbereitungen notwendig, da man Wasser, Trikots und Bälle mitnehmen und dann den (nicht sehr weiten) Weg zum Fußballplatz antreten muss. Oft fahre ich auch mit Markus, der mit mir die *Oficina* leitet, mit dem

Auto zum Platz. Mit den Jungen zu Fuß zu gehen ist zwar etwas anstrengender, vor allem in der Mittagssonne, aber es ist immer sehr interessant, den Gesprächen zu lauschen und sich daran zu beteiligen. Das Training bestand bisher vor allem aus einfachen Spielen über den ganzen Platz. Derzeit arbeiten Markus und ich aber an einem Trainingsplan, da wir beide der Ansicht sind, durch andere Trainingsformen mehr Spaß in die *Oficina* zu bringen und diese gleichzeitig effektiver zu gestalten. Gerade da wir jetzt zu zweit die *Oficina* leiten, haben wir viele Möglichkeiten, ein anspruchsvolles Training für die Jungs zu gestalten. Ein großes Problem nur ist der Mangel an Materialien beziehungsweise an Geldern, um diese zu beschaffen. Besonders Bälle sind unzureichend vorhanden und viele der Jungs spielen barfuss, weil auch Fußballschuhe nicht zur Standardausstattung gehören. Zwar gab es vor ungefähr drei Jahren eine Schuhspende vom Bundesligisten Hannover 96, doch leider waren die meisten Schuhe zu groß und mittlerweile sind auch die meisten kaputt. Dienstags und mittwochs beginnt um die gleiche Zeit, also auch um 14 Uhr, die *Oficina da Pintura*. Der Raum befindet sich im oberen Teil des Hauptgebäudes der Barraca. Meistens nehmen nur etwa 3-6 Jungen an dieser *Oficina* teil. Viele kommen nur manchmal, um ein Bild zu malen, denn parallel wird in der Barraca Fußball für die Jüngeren angeboten, was natürlich eine ungleiche Konkurrenz für die *Oficina da Pintura* bedeutet. Dadurch, dass diese Gruppe nur sehr klein ist, entsteht aber auch ein sehr gutes Arbeitsklima und die meisten arbeiten sehr konzentriert, entweder an Zeichnungen am großen Tisch, oder sie malen an den Staffe-



■ Oficina da pintura

leien mit Öl auf Leinwand. Viele brauchen aber noch sehr viel Hilfe beim Malen, sodass man oft ständig gefragt ist, um die Jungen zu beraten, ihnen zu helfen oder selber mit zu malen. Ich versuche aber, die Jungen weitgehend alleine arbeiten zu lassen, damit diese auch selber ein Bild malen und sich damit identifizieren können. Nach den Nachmittags-*Oficinas* gibt es in der Barraca "Lanche", das heißt eine kleine Zwischenmahlzeit, die meistens aus Kuchen, Keksen oder Pfannkuchen und Saft besteht.

Um 19 Uhr müssen die Jungen in der Schule sein, das heißt von 18 Uhr an herrscht große Aufbruchstimmung, die Jun-



gen duschen, ziehen sich um und gehen los. Diese Zeit ist, wie ich finde, die schwierigste Phase des Tages, denn auf einmal sind alle extrem aufgeregt und albern nur noch herum, sind oft nicht zu beruhigen bis sie dann früher oder später den Weg zur Schule antreten.

Danach wird es schlagartig ruhiger in der Barraca und ich beende meinen Arbeitstag. Oft spiele ich auch noch mit Anderson, einem der Betreuer der Barraca, Tischfußball und gehe dann nach Hause. ■

.....
Information zum Autor s. S. 47

Die unglaublichen Geschichten zweier Barraca-Jungen

Leon Thurner erzählt von Wagner (I.) und Israel

Wagner wuchs in einem kleinen Dorf bei Fortaleza mit seinem Vater auf, der keine Arbeit hatte und trank; seine Mutter wohnte vom Vater getrennt in São Paulo. Als Wagner sechs Jahre alt ist, bemerkt seine Großmutter, dass ihr Sohn trinkt und nimmt den kleinen Jungen bei sich auf, um ihn großzuziehen. Mit 12 Jahren zieht Wagner dann nach Fortaleza zu seiner Tante. Die Großstadt tut ihm jedoch nicht gut: Er fängt an „falsche Dinge zu tun“, wie er selbst sagt. Gemeint sind Schlägereien, Diebstähle und Konsum von Marihuana und Koks. Als der Junge völlig in die Drogenszene abzudriften droht und die Tante sich mit der Erziehung überfordert fühlt, bringt sie ihn in die Barraca da Amizade.



Von dort an scheint alles besser zu werden: Er hört auf, Drogen zu nehmen, geht zur Schule, findet eine Freundin und später sogar eine Arbeit. Mit 15 Jahren hat er dank der kostenlosen Unterkunft und Verpflegung genug Geld gespart, um ein kleines Haus in einer armen Gegend zu kaufen. Er ist nun so weit, den Sprung ins „normale“ Leben zu wagen, und so zieht der 15-jährige Hausbesitzer mit seiner Freundin in sein eigenes Haus. Eine Weile geht alles gut, bis er seinen Job verliert, weil er, da minderjährig, keinen Arbeits-

ausweis besitzt. Als sein ganzes Ersparnis ausgegangen ist, greift er zu der einzigen Möglichkeit, mit der man in der Favela viel Geld verdienen kann: Er beginnt, Drogen zu verkaufen. Ein paar Monate läuft das auch ganz gut, er verdient genug Geld um sich über Wasser zu halten. Dann kommt das Geschäft jedoch ins Stocken, die Kunden bezahlen nicht zuverlässig, es lohnt sich nicht mehr. Da er nun wieder ohne Geldquelle ist, fängt er an, sich auf bewaffnete Raubüberfälle auf Passanten und Autos zu spezialisieren. Er macht das so lange mit Erfolg, bis bei einem Überfall auf ein Auto zufällig die Polizei vorbeifährt und ihn festnimmt. Da ist Wagner gerade einmal 16 Jahre alt. Als Strafe bekommt er sechs Monate Haft in einer Jugendberufshilfe, die er jedoch nicht komplett absitzt. Nach zwei Monaten und sechs Tagen bekommt er die Chance, den Rest seiner Haftstrafe in der Barraca abzusitzen, da er dort durch Kurse und individuelle Betreuung viel bessere Resozialisierungschancen hat als in der Jugendberufshilfe. Er sagt mir, dass er dadurch eine neue Chance bekommen hätte und sie diesmal auch wirklich nutzen wolle. Er wird noch dieses Jahr die Schule abschließen und würde danach am liebsten im Bereich Informatik arbeiten, denn er hat bereits an drei Weiterbildungskursen teilgenommen, was ihm nach eigener Aussage viel Spaß bereitete. Bis zum Juni muss Wagner noch in der Barraca bleiben, ab dann kann er entscheiden, ob er zu seiner Freundin zieht oder in der Barraca bleibt. Aber auch zu Hause warten neue Aufgaben auf ihn: Seine Freundin, mit der er bis heute zusammen ist, ist seit einem Monat schwanger.

So viel zu seiner Geschichte, wie er sie erzählt und wie ich sie ihm auch geglaubt habe. Denn trotz dieser Vorgeschichte, die sicherlich zu den Härtesten gehört, die die Barraca zu bieten hat, ist Wagner einer der vernünftigsten, ruhigsten und normalsten Jungen der Barraca. Man kann mit ihm wie mit einem normalen Freund auch über ernste Dinge reden, was mit vielen der anderen Jungen nicht möglich ist. Doch bei der letzten Reunião, dem monatlichen Treffen aller Mitarbeiter, wurde der „Fall Wagner“ besprochen. Ich erfuhr, dass er wohl nicht so reumütig ist wie er sich gibt. Die Führung geht davon aus, dass er immer noch mit Drogen dealt und die Barraca nur als Rückzugsort benutzt. Alle Mitarbeiter bestätigen, dass sein Verhalten in der Barraca einwandfrei ist und er einer der vorbildlichsten Bewohner der Barraca ist. Seine Ausgänge aus der Barraca jedoch sind sehr mysteriös. Er hält sich nicht auf, wo er vorgibt zu sein, und hat plötzlich aus nicht ersichtlichen Quellen Geld. Es wurde beschlossen genauer nachzuforschen, ob die Vermutungen stimmen. Falls sich der Verdacht bestätigen sollte, wird die Barraca Wagner zurück in die Jugendberufshilfe senden, wo er nicht die Freiheiten hat, die ihm die Barraca bietet.

Für mich auf jeden Fall eine Lektion, dass man nicht jedem trauen kann, nur weil man ihn sympathisch findet. Und die Erkenntnis, dass die Menschenkenntnis, wie ich sie habe, hier wohl oft nicht viel taugt. ►

Lebensgeschichten zweier Barraca-Jungen -
Fortsetzung

Dies ist die unglaubliche Geschichte des Barraca-Jungen „Israel da Silva“ - oder „Francisco Izael da Silva Soares“, je nach dem auf welchem Lebensabschnitt man sich bezieht.

Aber von Anfang an: Israel wird in Fortaleza geboren, wo er mit seinen Eltern, seinen Geschwistern und seinen Großeltern lebt. Als sein Vater stirbt, ist Israel noch ein Kleinkind, er hat also keine Erinnerungen an ihn, kennt noch nicht einmal den Namen. Kurz nach dem Tod seines Vaters zieht er aus dem Haus seiner Großeltern aus; seine Mutter hatte einen neuen Lebensgefährten gefunden und zog mit Israel und seinen drei kleineren Geschwistern (er hat insgesamt fünf Geschwister, seine zwei älteren Geschwister blieben bei den Großeltern) zu ihm. Als diese Beziehung in die Brüche ging, weil ihr neuer Lebensgefährte sie schlug, zog Israels Mutter gemeinsam mit ihren Kindern erneut um, nach Maracanã, einem kleinen Dorf in der Nähe von Fortaleza. Sie lernte wieder einen Mann kennen und begann, auch mit diesem zusammenzuleben. Als Israel 12 Jahre ist und gemeinsam mit Mutter und Geschwistern bei dem dritten Lebensgefährten seiner Mutter lebt, stirbt unerwartet seine Mutter: Die alkoholabhängige Frau stürzt in einem Vollrausch tödlich. Ihr Lebensgefährte will die drei nun vollwaisen Kinder jedoch nicht mehr bei sich haben, er schickte sie weg. Durch den Tod der



■ Schlafendes Straßenkind in den Slums von Fortaleza

Mutter werden die Sozialarbeiter des S.O.S. Kinderdorfes Maracanã auf ihn und seine Geschwister aufmerksam und versuchen einen Wohnort für die Kinder zu finden. Eines

seiner drei kleineren Geschwister (10 Jahre) kommt bei einer Tante unter, die zwei Kleinsten (2 und 3 Jahre) nimmt eine Freundin seiner Mutter auf, die jedoch nicht auch noch Israel aufnehmen kann. Da er, seit er nach dem Tod als Kleinkind aus dem Haus seiner Großeltern ausgezogen war, keinerlei Kontakt mehr mit seiner Familie hatte, findet er seine Großeltern und seine Geschwister nicht. Er wohnt halbherzig bei einer Freundin seiner Mutter, wo er jedoch nur ab und zu übernachtet. Die meiste Zeit verbringt er auf der Straße und passt auf Autos auf, ein üblicher „Beruf“ für Straßenkinder: Wer sein Auto parkt, muss ein kleines Trinkgeld an den „Aufpasser“ zahlen. Zahlt er nicht, muss er damit rechnen, dass seinem Auto etwas zustößt. Schutzgelderpressung in kleinem Stil, um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen.

Nachdem die Bemühungen, den Jungen bei Familie oder Freunden unterzubringen, also gescheitert sind, suchen die Mitarbeiter des S.O.S. Kinderdorfes ein Heim für ihn. Da sie selbst keine Stelle haben, vermitteln sie ihn an der Barraca da Amizade, wo er im April 2004 ankommt. Im Bericht in seiner Akte ist vermerkt: „Israel kam nur mit seinen Kleidern am Leib, keine Dokumente, kein Besitz“. Er kannte sein genaues Geburtsdatum nicht, wusste nur sein Alter, weshalb sein Geburtstag kurzerhand auf den 1. Januar eines jeden Jahres festgelegt wurde. Nicht einmal seinen Namen konnte er komplett nennen, nur „Israel da Silva“ war ihm in Erinnerung geblieben. Ohne seine Geburtsurkunde kann er auch keinen Ausweis beantragen, weshalb Israel bis heute kein einziges Dokument besitzt, weder Personalausweis, noch Schülerausweis, noch Krankenkarte. Keine Geburtsurkunde, keine Identität. Er kann nicht an den von der Barraca vermittelten Ausbildungskursen teilnehmen, er könnte offiziell nicht einmal zur Schule gehen, was die Barraca-Verantwortlichen jedoch als Ausnahme regeln konnten.

Israel lebt bis heute seit drei Jahren in der Barraca. Er fand eine Familie, die kurz

davor stand ihn zu adoptieren, verbaute sich jedoch diese Möglichkeit, als er auf die Straße flüchtete. Auch wenn er nach einer Woche wieder in die Barraca zurückkehrte - die Familie will ihn aufgrund seines Drogenmissbrauchs und Lebens auf der Straße nicht mehr. Er wohnt also bis heute in der Barraca, ohne Familie, ohne Aussicht auf einen Ausweg, auf ein Leben nach der Barraca, aus der er mit 18 Jahren ausscheiden muss.



■ Ehemaliger Barraca-Freiwilliger Francis mit Barraca-Jungen

Bis letzte Woche. Auf einmal, nachdem er mehr als zehn Jahre fern von seinem ursprünglichen zu Hause verbracht hat, erinnert er sich wie aus dem Nichts, dass er in der Nähe einer bestimmten Schule wohnte, die sich in einem Nachbarviertel der Barraca befindet. Sofort fährt er mit Mitarbeitern der Barraca zu dieser Schule, von wo er tatsächlich das Haus seiner Großeltern findet! Durch die Großeltern bekommt er auch wieder Kontakt zu seiner großen Schwester und einer Tante, die alle die ganze Zeit nur ca. 15 Busminuten von der Barraca entfernt wohnte. Außerdem besitzen die Großeltern Israels Geburtsurkunde. So erfährt er, dass sein vollständiger Name „Francisco Izael da Silva Soares“ lautet, also nicht „Israel“, wie er seinen Namen angab und von allen genannt wurde, sondern „Izael“. Außerdem erfährt er sein Geburtsdatum: Izael wurde am 13.09.1991 geboren, nicht am 01.01.1992, wie in seiner Akte mangels Information vermerkt war. Mit dieser Geburtsurkunde kann er nun einen Personalausweis und alle nötigen Dokumente beantragen, um wieder eine wahre Identität zu bekommen. Wenn er seine Dokumente beisammen hat und die Barraca ihm einen Kurs vermittelt hat, wird er wieder zu seiner Großeltern zurückkehren. Ein „Happy End“, das schon lange keiner mehr für möglich hielt. ■

Zwei Anekdoten aus der Barraca

niedergeschrieben von Leon Thurner

Über einen Jungen, der einen „Dämon“ in sich hatte

In der letzten Zeit hat ein Jugendlicher der Barraca viel Aufsehen erregt. David Teofilis wurde nämlich mehrere Male von einem Dämon heimgesucht!

David wohnte schon zwischen 2002 und 2004 in der Barraca, zog danach zu seiner Freundin, wo er den Maccumba-Kult kennen lernte und praktizierte. Seine Schultern und sein Rücken sind noch heute von kreuzförmigen Narben gezeichnet, die zum Ritual des Maccumba gehören. Vor ungefähr einem Monat kehrte er in die Barraca zurück, da die Beziehung in die Brüche gegangen war und er erneut keine Bleibe mehr hatte. Nachdem er ungefähr zwei Wochen lang in der Barraca gewohnt hatte, bekam er die ersten seltsamen Anfälle. Am Anfang sah alles noch relativ irdisch und medizinisch aus. Er verlor das Bewusstsein, zuckte am ganzen Körper

ihn werfen um ihn zu töten, da er kein Maccumba mehr praktiziere und dass er nicht glaube, das Jahr 2007 zu erleben, da der Fluch wiederkommen würde und ihn beim nächsten Mal töten werde. Am nächsten Tag hatte er erneut einen Anfall, wurde wieder ins Krankenhaus gebracht und auch nun fanden die Ärzte trotz Computer-Tomografie keine körperliche Fehlfunktion. Man entließ ihn also erneut ohne Behandlung oder weitere Beobachtung. Am nächsten Tag bekam David erneut einen Anfall, doch dieser war völlig anders.

„Der Dämon ist wieder da“, so begrüßt man uns an der Pforte der Barraca. Als ich das kleine Zimmer von David betrete, sitzt er vornüber geklappt auf dem Boden, mehrere besorgte *Educadores* (Erzieher) umringen ihn. Während die Angestellten gerade erörtern, was am besten zu tun sei, fliegt David plötzlich nach hinten, sein ganzer Körper spannt sich an, krümmt sich und er fängt an zu würgen. Die *Educadores* reagieren blitzschnell, indem sie ihn mit parfümiertem Wasser begießen, wie es ihnen der Maccumba-Meister empfohlen hatte. Nun spricht der Dämon trotz parfümiertem Wasser aus David: „*Eu vou levar David*“ („Ich werde David mitnehmen“), gefolgt von einer abscheulich dämonischen Lache. Direkt danach fängt der Körper des Jugendlichen an, sich zu winden; wie ein Fisch

mit nach oben verdrehten Augen, brabbelt unverständliche Dinge vor sich hin (die ersten mutmaßen, dass er wohl eine andere Sprache spreche, wahrscheinlich sogar die „Sprache des Teufels“) und fängt



an, Teile eines Maccumba-Rituals zu praktizieren. Sein Körper krümmt und windet sich noch ein paar Mal, man sieht förmlich wie sich der Dämon im Körper des Jungen windet. Plötzlich bittet er nach einem Pentagramm, dass die Bewohner und Betreuer der Barraca beim gestrigen Anfall benutzt hatten, um den Dämon auszutreiben. Sofort rennen drei Leute los, um das Pentagramm zu suchen. Währenddessen kämpft David immer noch mit seinem Dämon, windet sich, macht schreckliche Geräusche und stampft, dem Maccumba-Ritual gemäß, mit dem Fuß auf den Boden. Nach fünf Minuten kommt Moaciano mit einem auf einen Zettel gekritzten Pentagramm wieder - das Original-Pentagramm konnte leider nicht gefunden werden. David nimmt den Zettel, legt ihn sich auf die Stirn, fängt an zu zittern und zu brabbeln, beugt seinen Körper in einem extremen Hohlkreuz nach hinten, droht fast umzukippen. Ein kurzes Röcheln und auf einmal ändert sich die Gestalt des Jungen: Er steht wie ein alter Mann vorne über gebeugt da, die Hände verkrampft hinter dem Rücken haltend. Nun spricht er nicht mehr mit der Stimme des Dämons, denn jetzt spricht sein Schutzheiliger aus ihm, wie man uns erklärt. Der hat ►



■ Leon mit einigen seiner Kids

und es lief ihm Spucke aus dem Mund. Im Kombi der Barraca wurde er ins Krankenhaus transportiert, wo man ihn untersuchte und, nachdem man nichts gefunden hatte, einfach wieder entließ. Schon nach diesem ersten Anfall erzählte er mir, dass seine Freunde einen Maccumba-Fluch auf

auf dem Trockenen windet er sich auf dem von parfümiertem Wasser bedeckten Fußboden langsam Richtung Tür. Mit dämonischer Stimme befiehlt er hinausgezogen und - nachdem man tat wie befohlen - aufgerichtet zu werden. In Trance steht David nun im kleinen Vorhof der Barraca,

auch gleich ein paar mahnende Worte parat: „*Maccumba não é brincadeira não!*“ („Maccumba ist kein Spaß!“), warnt er alle, die mit „Maccumba spielen“. Dann lässt er verlauten, dass sich dem dämonisierten Jungen niemand oberkörperfrei nähern darf - die einzigen zwei Jungs, die bei der Dämonenaustreibung dabei sein dürfen, laufen verschreckt in ihr Zimmer und ziehen sich ein T-Shirt an. Nun wendet er sich persönlich an die Umstehenden, fragt Moaciano, wer er ist: „Ich bin Moaciano, *Educador* in der Barraca“, gibt der Auskunft. Nun wird auch er noch einmal ermahnt, mit Maccumba bloß vorsichtig zu sein. Dem Schutzheiligen wird ein Stuhl hingeschoben, er setzt sich. Verlangt nach „dem Ding zum Trinken“. „Wasser?“, „Milch?“, „Cachaça?“, rät das umstehende Getränke-Rateteam. „Nein, das Schwarzel!“ - „Kaffee?“ - „Ja, genau, Kaffee!“. Sofort werden zwei Jungen in die Küche geschickt, um Kaffee zu kochen. Nun fängt David an zu singen. Leider weiß ich weder welche Art von Lied, noch habe ich den Text verstanden. Schutzheilige sprechen einfach zu undeutlich, und das Portugiesisch macht es nicht unbedingt einfacher! Die zehn Minuten Kaffee-Wartezeit überbrückt er damit, Reden zu schwingen (die ich leider nicht ganz verstanden habe), zu singen und hypnotisch wirkenden Kopfbewegungen zu vollführen. Ständig zittert er, stampft unruhig mit dem Fuß auf den Boden, die Augen immer noch hypnotisch nach oben verdreht. Als er den Kaffee bekommen und ausgetrunken hat, erhebt er sich zum letzten Kampf gegen den Dämon. Er vollzieht ein Maccumba-Ritual, fängt auf einmal an sich im Kreis zu drehen, stöhnt, schnappt mit seinen Händen nach etwas, das seinem Körper entweichen zu scheint. Dann plötzlich scheint er es endlich gefangen zu haben. Der Dämon entweicht aus dem Jungen, David hat seine Augen, seine Stimme und seine Körperhaltung wieder. Er sinkt erschöpft auf den ihm schnell zugeschobenen Stuhl, wo er sich erst mal von den Strapazen des Dämonen-Kampfs erholt.

Man verzeihe mir den teilweise etwas ironischen Ton, ich will in keinem Fall respektlos gegenüber der brasilianischen Kultur erscheinen. Nur bin ich dafür, diesen Dämon nüchtern zu betrachten. Die Indikatoren für den Dämon sind:

1. Die weißen Augen: David hat uns bereits demonstriert, wie er seine Augen so verdrehen kann, dass man die Pupille fast nicht mehr sieht, und zwar vor den ganzen Anfällen und ganz ohne Dämon.

2. Die verschiedenen Stimmen: Ich habe es ausprobiert, eine dämonische Stimme hinzukriegen, ist ziemlich einfach! Auch die Stimme des Schutzheiligen war keinesfalls übermenschlich, nur etwas rau.

3. Die Sprache des Teufels? Da es eine Eigenschaft des Teufels ist, alle Sprachen zu sprechen, war die Aufregung groß, als David anfang etwas Unverständliches zu reden. Anscheinend der absolute Beweis: Wie soll David ohne Dämon eine andere Sprache sprechen? Aber ich denke jeder kann sich denken, dass ein bisschen unverständliches Gebrabbel noch lange nicht unbedingt eine Fremdsprache sein muss, jedenfalls war es keine mir bekannte (ob es allerdings die des Teufels war kann ich nicht beurteilen, weder spreche ich sie, noch habe ich sie je gehört).

4. Der nach hinten gebeugte Körper: Während der Prozedur beugte David seinen Körper mehrmals in einem extremen Winkel nach hinten, sodass Oberkörper und Beine ca. im 90°-Winkel zueinander standen. Das sieht zwar beeindruckend aus, ist jedoch keinesfalls übermenschlich, sondern eine gebräuchliche Capoeira-Figur. Als mein Mitfreiwilliger Heinrich ihn deshalb auf Capoeira, den brasilianischen Kampftanz, ansprach, meinte er, eigentlich nie Capoeira betrieben zu haben, ganz früher vielleicht einmal, er habe es aber nie gemocht. In Wahrheit allerdings war er immer und ist bis heute ein leidenschaftlicher Capoeira-Spieler.

Wie gestandene Männer in Ehrfurcht erstarren, wenn sie einen 17-jährigen, vom Dämon befallenen Jungen sehen, ohne überhaupt daran zu denken, diese mysteriösen Anfälle zu hinterfragen, finde ich eindrucksvoll. Dass sich die Jungs aus der Barraca, die oft gar nichts im Leben haben, an das sie sich halten können, von solchen Dingen schnell beeindrucken lassen, ist klar, aber dass der Glaube an das übernatürliche Böse so tief in fast jedem hier verwurzelt ist, hätte ich nicht gedacht. Denn der Gedanke, dass ein psychisch labiler Junge, der weder Familie noch Freunde hat, einen solchen Dämon simuliert, um Aufmerksamkeit zu erregen, ist ja eigentlich nicht allzu abwegig. Da er den Maccumba-Kult schon früher ausgeübt hat, kennt er die Rituale, hat vielleicht sogar schon mal einen „vom Teufel besessenen Menschen“ gesehen. Er hat also



■ Auch vom Teufel besessen?

absolut die Voraussetzungen, einen Dämon glaubwürdig zu simulieren. Ich denke nicht, dass er bewusst solche Dämonen-Heimsuchungen spielt, aber ich denke, dass sein Unterbewusstsein im Wissen der Regeln des Kultes ihn zu solcherlei „Aufführungen“ veranlasst. Vielleicht denkt er sogar selbst, dass er vom Teufel besessen sei bzw. seine ehemaligen Freunde einen Maccumba-Fluch auf ihn werfen, um ihn zu töten. Je mehr er natürlich merkt, dass sofort alle Angestellten und Jungen der Barraca in Alarmbereitschaft versetzt werden, wenn er vom Dämon heimgesucht wird (Projektleiter Santiago und Psychologe Sávio waren im *Terreiro*, dem Gotteshaus des Maccumba-Kults, um dort Hilfe zu suchen), desto öfter wird der Dämon ihn wahrscheinlich noch heimsuchen. ►

Zwei Anekdoten - Fortsetzung

Nächtens am Busbahnhof

...von einem abendlichen Besuch bei den Kindern, die am Terminal Lagoa im brasilianischen Fortaleza leben

Ein bisschen mulmig ist mir schon. Wir wollen heute zum ersten Mal abends, nach Einbruch der Dunkelheit, zum Busterminal Lagoa, um die Straßenkinder zu besuchen, die dort wohnen. Ich habe mich mit Neide, der Straßenarbeiterin der Barraca, um halb sieben am Terminal verabredet. Ich komme mit fünf Minuten Verspätung an und verlasse das Terminal in Richtung des Platzes, an dem die Jungen normalerweise hausen. Doch ich sehe gar niemanden - weder Neide, noch einen einzigen Jungen. Wo sind sie nur? Ich laufe in Richtung der kleinen Buden, die am Rand des Platzes liegen. Plötzlich pfeift es hinter mir. „Ey, tio!“ Ich drehe mich um und erkenne Leandro, einen 17-jährigen Jungen, den ich schon von meinen Ausflügen auf die Straße kenne - er ist fast immer hier. Seine Kleidung verrät jedoch, dass er nicht auf der Straße wohnt: Er besitzt Flip-Flops, eine saubere Hose und ein T-Shirt. Er schläft und isst bei seinen Großeltern, da seine Mutter tot ist und sein Vater im Gefängnis sitzt. Den Tag verbringt er Klebstoff schnüffelnd am Terminal. Er wirkt heute völlig normal, nicht zugegröht,



■ Szene aus den Slums

aber sein Atem riecht nach Klebstoff. „Wo sind die anderen?“, frage ich. Er weiß es nicht, hat auch Neide nicht gesehen. Er scheint es eilig zu haben, geht gleich wei-

ter Richtung der großen Straße. Ich bleibe wieder allein auf dem verwaisten Platz zurück. Plötzlich erblicke ich auf der anderen Seite des Terminal-Zauns Elias, auch er ein dauerhafter Bewohner des Terminals. Er soll demnächst in die Barraca aufgenommen werden. Ich begrüße ihn mit Handschlag und frage ihn, ob er weiß, wo der Rest geblieben ist. „Heute ist Polizei“, sagt er nur kurz. Er hat Hunger und bittet mich, ihm etwas zu essen zu kaufen. Da nur er in der Nähe ist und ich keine „Ich-will-auch-was“-Rufe befürchten muss, verspreche ich ihm, etwas zu kaufen. Er erklimmt wie ein Affe den Zaun, springt aus ca. drei Metern Höhe ab, fällt unsanft, rollt sich gekonnt ab und lacht nur über sein Missgeschick.

Ich gehe mit ihm in die kleine Essensbude und kaufe ihm ein Sandwich und einen Maracuja-Saft für umgerechnet 54 Cent. Während wir in der kleinen Imbissbude sitzen, erzählt er mir, dass Neide im heute Morgen versprochen habe, ihn noch heute in die Barraca mitzunehmen. Ich rede mit ihm noch über Fußball, denn das Duell der beiden Stadtrivalen Ceará und Fortaleza ist immer ein sicheres Gesprächsthema, vor allem wenn die beiden Teams am Wochenende gegeneinander gespielt haben. Auch die Frau in der Imbissbude scherzt mit dem Jungen, scheint ihn zu mögen. Ich frage sie, ob sie weiß, wo der Rest der Jungen ist. „Die Polizei war da, da sind sie alle gerannt. Sind wahrscheinlich drüben auf dem Markt“. Gemeint ist ein kleiner Markt auf der anderen Seite der Straße. In diesem Moment kommt Neide vom Terminal her über den Platz, entschuldigt sich für die Verspätung und setzt sich zu uns. Hoffnungsvoll fragt Elias sofort, ob er jetzt in die Barraca darf. „Erst nach Karneval war ausgemacht“, entgegnet Neide. Dass sie ihn heute mitnehmen würde, hat sie nie gesagt, versichert sie. Nachdem Elias genüsslich sein Sandwich zu Ende gegessen hat, gehen wir nach draußen. Er bedankt sich sogar artig, ist allgemein sehr wohl-erzogen für einen Straßenkind. Erneut kommt uns Leandro entgegen, diesmal

mit der Klebstoffflasche an der Nase, die er vorher unter seinem T-Shirt versteckt hatte. Wir reden etwas mit Leandro und Elias, die beiden malen ein bisschen mit den Malstiften, die Neide mitgebracht hat. Jetzt kommt noch ein „amarelinho“ („Gelbchen“) dazu, ein Straßenarbeiter der Stadtverwaltung, die ihren Spitznamen ihren leuchtgelben Westen zu verdanken haben. Auch er kennt die Jungs schon, redet ein bisschen mit ihnen und



■ Straßenkind am Terminal

hilft ihnen beim Malen. Plötzlich kommen vier Jungs und ein Mädchen aus der Richtung des Marktes. Unter ihnen Santiago, ein Junge, den ich schon aus der Barraca kenne. Er hat ein riesiges Päckchen Kekse dabei, sieht nach einem stattlichen Abendessen aus. Der Amarelinho kennt Santiago offensichtlich auch schon, will in begrüßen und geht auf ihn zu. Santiago weicht zurück, hält misstrauisch seine Kekse in der einen und die obligatorische Klebstoffflasche in der anderen Hand. Ich erhebe mich langsam von dem Bänkchen, auf dem wir sitzen, und laufe auf ihn zu. Er lässt es zu, begrüßt mich mit Handschlag und Fäuste aufeinander klatschen. Ich bin schon etwas stolz, dass er mir mehr vertraut als dem Sozialarbeiter. Ich frage ihn, ob er sich ein Abendessen verschafft hat. „Noch nicht ganz“, sagt er grinsend und schielt auf die anderen Jungs, die ihm offensichtlich seine Eroberung streitig machen wollen. „Auf geht’s, essen!“, sagt einer der anderen Jungen, die ich nicht kenne, und die fünf verschwinden hinter dem kleinen Guss-Beton-Komplex aus Imbissbuden und Cafés. Wir bleiben wieder mit Leandro und Elias zurück. Wir reden noch ein bisschen mit den beiden und beschließen, wieder zu gehen, für heute soll es genug sein, auch wenn wir ►

den großen Teil der Terminal-Bewohner nicht zu Gesicht bekommen haben. Elias will wissen, wann Neide wieder kommt. „Kommst du morgen, tia?“, fragt er ungeduldig. Die Nachricht, dass Neide erst übermorgen wieder kommt, nimmt er mit Enttäuschung auf. Wir verabschieden uns und Neide verspricht am Freitag wiederzukommen, auch ich werde wieder dabei sein.

„Oh, ich glaube, da hat sich einer in mich verliebt“, lacht Neide als wir wieder auf das Terminal zusteuern; aber ihre Augen verraten, dass sie Elias mindestens genauso mag wie er sie. „Hey, Leon“, ruft Elias plötzlich hinter mir. Er hat sich mit dem Kopf nach unten an dem Gitter des Terminals aufgehängt, baumelt wie ein kleiner Affe hin und her und lacht ausgelassen. Ein kleiner Junge, der eigentlich nur Blödsinn im Kopf hat und trotz des harten Lebens auf der Straße immer noch so heiter und lebensfroh ist. Bewundernswert. ■



Erisvaldo und das Einrad

Berichtsausschnitt von Lennart Lietz, derzeit Freiwilliger in der *Barraca da Amizade*.

Erisvaldo war einer der Jungen in der Barraca, mit denen ich viel reden konnte und die konzentriert arbeiteten. Erisvaldo war mir schon früh sehr positiv aufgefallen. Er war zwar immer sehr aufgedreht und bestimmt kein Engel, aber alles in Allem habe ich ihn sehr gemocht. Ich habe mich mit Erisvaldo einmal länger über sein Leben auf der Straße, die Gründe dafür und seine Meinung dazu unterhalten. Ihm fiel es sehr schwer, darüber zu reden. Vor einigen Jahren ist er zusammen mit seiner älteren Schwester von zu Hause weggelaufen. An sein genaues Alter zu diesem Zeitpunkt konnte er sich nicht erinnern. Nach mehreren Jahren auf der Straße wurde er in der Barraca aufgenommen.

Eines Tages hat Erisvaldo die Barraca verlassen, die genauen Umstände waren mir allerdings zu diesem Zeitpunkt nicht bekannt. Ich war sehr enttäuscht, dass dieser Junge auf die Straße und zu Drogen zurückgekehrt war. Doch nach ungefähr einer Woche tauchte Erisvaldo mit blauem Auge und in einem wirklich schlechten Zustand wieder in der Barraca auf. Was mir

dann auf Nachfrage von meinen Mitarbeitern der Barraca erzählt wurde war Folgendes: Erisvaldo ist aus der Barraca abgehauen und hat dabei ein Einrad im Wert von mehreren hundert Reais mitgehen lassen (1 € = 2.7 \$R). Danach hat er das Einrad bei der nächsten Gelegenheit zu Geld gemacht, höchstwahrscheinlich, um sich anschließend Drogen zu kaufen. Aber die Tatsache, dass er das Einrad für 15 Reais, also etwa fünf Euro, versetzt hat, lässt mich zweifeln, ob ich darüber lachen oder weinen soll.

In den nächsten Tagen nach seiner Rückkehr blieb Erisvaldo noch einige Zeit in der Barraca. Klar war, dass eine Rückkehr in die Barraca für ihn ausgeschlossen ist, doch man versuchte noch den Weg des Einrades zurück zu verfolgen, um es eventuell wiederzubekommen. Schwierig dabei war nur, dass er das Einrad erstens in einem Viertel verkaufte, in dem man sich auch als Brasilianer nur mit extremer Vorsicht und Kontakten bewegen kann, außerdem würde kein Mensch das Einrad zu einem annähernden Preis wieder zurückverkaufen. Das Einrad hat man nicht wiederbekommen, und Erisvaldo kehrte auf die Straße zurück. Später habe ich ihn noch einige Male völlig benebelt und mit Kleber in der Hand in einem Busterminal wiedergesehen. Zum Reden war er nicht in der Lage und sein freches Lächeln erzwang er mit größter Anstrengung. ■■



◀ **Lennart Lietz** und **Leon Thurner**, ▶ beide 20 Jahre, arbeitet seit September 2006 in der *Barraca da Amizade*.



Alle Fotos S. 39-47: privat / Logo Barraca da Amizade: www.vamos-fsj.de

Brasilien

Projektbeschreibung: IntegraSol

Conselho de Integração social

Rat Sozialer Integration

von Johannes Knippenberg,
Brasilien

IntegraSol ist eine Institution, welche die politische Interessenvertretung von drei *Barrios* (Vierteln) übernimmt. Gleichzeitig kümmert es sich um die Weiterbildung und Professionalisierung von Jugendlichen und Erwachsenen. Es betreut und berät die Firmen und Läden der drei Viertel, sucht Ausbildungsplätze für die Projektteilnehmer und modifiziert das eigene Weiterbildungssystem an der qualitativen Nachfrage der Unternehmen, mit denen es Kontakt hält. *IntegraSol* berät auch ganze Familien in ihren unterschiedlichen Belangen und empfängt sogar die Post der Häuser, die keine eigene Adresse haben. Ein weiterer Arbeitsbereich ist Gesundheit: Hier geht es hauptsächlich um Prävention und Aufklärung über Krankheiten wie Hepatitis, HIV/Aids etc. Der wahrscheinlich größte Teil der Arbeit von *IntegraSol* konzentriert sich aber auf die Kinder und Jugendlichen. In neun verschiedenen Workshops, die über die ganze Woche angeboten werden (Fußball, Theater, Ballett, Informatik, Tanz, Graffiti, Musik, Kunst und „Protagonist“, wobei die eigene Lebenssituation im Zentrum der Gespräche steht), geht es darum, den Heranwachsenden eine Alternative zur Straße und deren alltäglichen „Begleiterscheinungen“ wie Drogen oder Kriminalität zu bieten. Es geht um Erziehung und Bildung, die teilweise gezielt auf spätere Professionalisierung zielt, im Rahmen von Spaß und Freizeitgestaltung.

IntegraSol wurde 1988 ausschließlich auf Initiative der ansässigen Familien und Anwohner gegründet. 1998 hat das Projekt dann mit Unterstützung einer baptistischen Kirche ein eigenes großes Projektgebäude

bekommen, in dem sich Büros und Unterrichtszimmer sowie eine Küche, wo die Kinder und Betreuer auch zu Mittag essen, befinden. Mittlerweile gibt es gar ein zweites Gebäude. Der Einzugsbereich von *IntegraSol* umschließt die Gebiete der nebeneinander gelegener Viertel *Ipaumirim*, *Novo Renascer* und *Pantanal*. Charakteristische Armenviertel, mit den zum großen Teil ungeteerten Straßen und ab und an kleinen Abwasserbächen auf der Straße, zusammen mit dem ganzen Müll, der sich darin sammelt. Trotzdem gibt es wenige aus Bauresten zusammengesetzte Baracken, was den guten Prozess widerspiegelt, in dem sich das Viertel innerhalb der letzten Jahre befindet. Sicherlich nicht zuletzt dank *IntegraSol*.

Seit Mitte November gebe ich in der Institution einen Englischkurs für fünf verschiedene Klassen, in den Altersbereichen 6-11 Jahre, 12-14 Jahre, sowie 15-18 Jahre. Der Englischkurs spricht hauptsächlich den absoluten Basisbereich an, der für die Kinder und Jugendlichen dennoch enorme Herausforderungen bedeutet: Englisch wird zwar in allen staatlichen Schulen angeboten, jedoch ist der Unterricht von so schlechter Qualität, dass die Kinder jedes Schuljahr mit demselben Material anfangen, mit dem sie schon das Vorherige begonnen haben.

Ich versuche den schulischen Englischunterricht in soweit zu begleiten, dass die Schüler mehr Informationen daraus mitnehmen können. Da sich der Schulunterricht haupt-

sächlich auf das Wort-für-Wort-Übersetzen von Texten konzentriert, bemühe ich mich in erster Linie, den englischen Satzbau verständlich zu machen. Ein zweiter Schwerpunkt ist die englische Aussprache, wel-

che meinen Schülern gänzlich fremd ist. Sie soll natürlich die Zahl der praktischen Gebrauchsmöglichkeiten erhöhen, gleichzeitig aber auch befähigen, neu gelernte Wörter besser im Sprachzentrum speichern zu können.

IntegraSol ist ein Projekt, wie man es sich für ein Freiwilliges Soziales Jahr im Ausland nicht besser wünschen könnte: Soziales arbeiten steht hier im Vordergrund. Die Mitarbeiter sind hoch motiviert und haben mich von Anfang an gut aufgenommen. Für die Weltweite Initiative stellt die Partnerschaft mit *IntegraSol* ein vielversprechendes und zukunftsweisendes Projekt dar. Ich hoffe sehr, dass meine Dienstzeit erst den Anfang einer lang anhaltenden gemeinsamen Kooperation markiert! ■■



Grafik: <http://www.integrasol.org.br/>

■ **Johannes Knippenberg**, 21 Jahre, arbeitet seit September 2006 in der *Barraca da Amizade* und im Kooperationsprojekt *Integrasol/Casa da Convivência Familiar* (CCF, s. Seite 67).



Nicaragua

„Esta pared queda tuanis“

Schüler der eeJAC in Nueva Guinea verschönern Wand

von Stefan Baschel, Nicaragua

„Die Wand sieht spitze aus!“ bemerkt ein vorbeigehendes Kind. Dieses Urteil verdanken wir dem tercer año (dritter Jahrgang) der eeJAC (*escuela experimental de Jan Amos Comenius*, der Montessori-Schule an der wir normalerweise Englisch, Deutsch, Mathe, Physik und Chemie unterrichten), die sich freiwillig dazu bereit erklärten, dieses Projekt in die Tat umzusetzen.

Den Wunsch, unsere Hauswand „irgendwann mal“ auszubessern hatten wir schon länger. Als das Thema „Mauern“ für die neue schwarz auf wise-Ausgabe bekannt gegeben wurde war der Rahmen perfekt.

Freunde halfen uns, einen Maurer zu finden, der die Wand zunächst professionell verputzte. Während Stefan die Wand im Grundfarbton strich, erarbeitete Patrick mit den Schülern das Konzept und ließ Entwürfe auf Papier malen.

Am Projekttag selber erschienen alle gutgelaunt und pünktlich in unserem Haus. Endlich konnten die Schüler hoch motiviert ihrer unerschöpflichen Kreativität und ihrem Talent freien Lauf lassen. Einige von ihnen waren schon in den Ferien gekommen, um ihre Bilder mit Bleistift vorzuzeichnen, andere legten einfach ohne Vorbereitungen los. Nach vier Stunden waren wir fertig. Um den grauen Regen zu vergessen, wurde reichlich leckeres italienisch-deutsches Essen gereicht und Musik gespielt. ▼



■ Vorher-Nachher-Vergleich: aus tristem Grau wird kunterbunt. Über dem Erdball thront das von den Schülern gewählte Motto „Somos el mundo“ – „Wir sind die Welt“

Die engagierten Schüler können nach löblich getaner Arbeit stolz auf ihr Werk sein. Wer nun nach Nueva Guinea reist, wird von der hübschfröhlichen Wand willkommen geheißen und auf die deutsch-nicaraguanische Zusammenarbeit hingewiesen.

Alle Neuntklässler dürfen sich zudem über volle Punktzahlen in „Praktische Erziehung“ und „Sozialkunde“ freuen (und wir werden vielleicht nicht mehr mit „gringos“ verwechselt).

■ Spendenkonto:

Weltweite Initiative
für Soziales Engagement e.V.

Bank für Sozialwirtschaft
BLZ 550 20 500
Konto 861 1300

Verwendungszweck: „Ideentopf“

.....
Fotos: privat

■ **Stefan Baschel**,
20 Jahre, arbeitet seit September 2006 in Nicaragua.



Danke an die Weltweite Initiative e.V., die dieses Projekt aus dem Ideentopf finanzierte. Wer generell den Wunsch hat, zukünftig Vorhaben dieser Art zu unterstützen, spende einfach an das angegebene Konto unter dem Stichwort „Ideentopf“.

Freiblick

Facetten der Freiwilligenarbeit

Von Tagebucheinträgen bis neuesten Erlebnisberichten: Hier haben Sie die Chance, einen tieferen Einblick in das Leben als Freiwilliger zu bekommen. In diesem „Freistilbecken“ wartet alles von Kommentaren, Erzählungen, Reflektionen bis zu im Internet veröffentlichte Kurznachrichten (Blogs) der Freiwilligen auf Sie. Wir wünschen viel Spaß bei der Lektüre...



David Bruchmann, 21 Jahre (Ethembeni School, Südafrika) über die herausfordernden Seiten seiner Arbeit.



Aus dem Erfahrungsbericht IV, April/Mai 2007

Am 12. stand dann die Aufführung des historischen Theaters an. Zwischenzeitlich sah es so aus, als ob es einfach nicht klappen würde. Der Teil mit den Kleinen von 3-12 hatte bei den Proben eigentlich immer super funktioniert. Nur der Part mit den Großen, der die Geschichte nach der Versklavung der *Indígenas* behandelt, bereitete uns große Kopfschmerzen. Ob pubertierende Jugendliche in Deutschland oder Bolivien, da gibt es keinen großen Unterschied. Die Motivation war einfach dermaßen schlecht, dass mehr als die Hälfte ▼

Claus Reichel, 20 Jahre, bereitet lateinamerikanische Geschichte mit seinen Schützlingen als Theaterstück auf



irgendwann keine Lust mehr hatte mitzumachen. Letztlich haben dann etwa 10 von über 30 geschauspielert und der Rest war damit beschäftigt, Waffen, Rüstungen, eine Mine, ein Boot und weitere Requisiten zu bauen. Am Samstag war es dann jedenfalls soweit, etwa 100 Zuschauer (vor allem Eltern) waren gekommen um sich das Spektakel von etwa einer Stunde Dauer anzusehen. Carmen, Chelo, Julia und ich haben auch geschauspielert um dem Ganzen etwas mehr Energie zu verpassen. Gezeigt wurden Riten der Inka, die Ankunft von Kolumbus, die Eroberung durch Pizarro, ▼

Jean-Paul Pastor-Guzman, 21 Jahre (DAD Argentinien) feiert Geburtstag auf Argentinisch



Jean-Paul Pastor Guzmán (6. Juli 2007 - <http://jpcrear.wordpress.com>)

“¡Feliz Cumpleaños!” (“Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag“) hieß es an einem Samstag letzten Monat, als wir auf einem ganz besonderen Geburtstag eingeladen waren: Der 15. Geburtstag von Maria, einer *coordinadora* der Fundación.

Wer jetzt denkt, wir waren auf einem Kindergeburtstag mit kleinen Kindern, Luftschlangen und aufgesetzten, bunten Partyhütchen liegt falsch. Der 15. Geburtstag symbolisiert in Argentinien den Übergang des Mädchens zur Frau und wird dementsprechend auch gefeiert. Die Festlichkeit erinnert dabei sehr stark an eine Kommunion oder eine Hochzeit, und wirkte aber auf mich ein wenig kitschig. Großfamilie (Maria hat 10 Geschwister), Verwandte und Freunde waren also geladen und es wurde in einem gemieteten Festsaal gefeiert.

Als Maria, in einem üppigen, Brautkleid-ähnlichen Gewand, den Saal betrat, wurde sie mit Applaus begrüßt und ging durch einen Gang von männlichen Verwandten und Freunden, die ihr rote und weiße Rosen überreichten. Begleitet wurde sie dabei von vielen Tränen, Emotionen, Küsschen, Umarmungen und schnulzig-romantischen Liedern, die mich an die Filmmusik von Titanic erinnerten. Ein ziemlich emo- ▼

Tatsachen

aus dem Erfahrungsbericht vom Mai 2007

Zu einem Tag an der Ethembeni School gehört allerdings mehr, als man sich auf den ersten Blick vorstellt. Bei all dem lustigen Treiben und den guten Gesprächen holt einen oft der Ernst des Lebens wieder auf den Boden der Tatsachen. Beispielsweise wenn sich ein Schüler in die Hose macht, und sich wahnsinnig schämt, weil er weiß, dass es falsch ist, aber aufgrund seiner Querschnittslähmung nichts dagegen machen kann. Im Normalfall werden Kinder nach einem Vorfall dieser Art in ihr Hostel gebracht, wo sie dann in ihrem Rollstuhl im Flur warten, bis eine der Hausmütter sich um sie kümmert, sprich ihre Kleider wechselt. Oftmals dauert es sehr lange, bis etwas geschieht. Da muss ich dann auch schon mal mit anpacken, wenn ein Kind zum Beispiel gerade Übungen in der Physiotherapie-Abteilung der Schule absolviert. Da gilt es dann, beim Umziehen keine Zeit zu verlieren, da man als Schüler höchstens zwei Mal pro Woche einen Termin in der Physio hat und die Übungen wirklich helfen. Lediglich zwei Physiotherapeutinnen stehen den 300 Schülern zur Verfügung.

Mehrmals jeden Tag begleite ich Jungs auf die Toilette, meistens die jünge- ▼

ren. Es gibt wirklich viele Schüler, die sich nicht selbstständig erleichtern können, normalerweise läuft es hier auch so wie beim Umziehen, die Kinder werden ins Hostel geschoben und warten, bis eine Hausmutter ihnen hilft.



■ David Bruchmann bei Ethembeni

Es gibt nur zwei Hausmütter pro Hostel, oft sind sie hoffnungslos überfordert. Man darf nicht vergessen, dass die Schüler der *Ethembeni School* allesamt besondere Bedürfnisse haben und dementsprechend eigentlich alle einen persönlichen Begleiter gebrauchen könnten, was allerdings nicht möglich ist. So sind sie zwei Hausmüttern überlassen, die wirklich schwere Zeiten durchmachen. Mir ist klar, dass es nicht zu meinen offiziellen Pflichten gehört, den Kindern den Hintern abzuwischen, aber es macht mir nichts aus. Man gewöhnt sich wirklich schnell daran, und die Kinder sind auch immer sehr dankbar.

An dieser Stelle noch mal vielen Dank an Menzi, der mir ins Gesicht gepinkelt hat. Na ja, das gehört dazu. Ich hoffe, dass ich wenigstens etwas Mitleid bekomme. Allerdings ist es in letzter Zeit auch schon vorgekommen, dass Kinder mir mitgeteilt haben, aufs Klo zu müssen, was dann aber im Endeffekt nicht der Fall war. Viele der Kids suchen einfach Aufmerksamkeit. ■

Sports'n'Art

Das Leben läuft gut in Südafrika. Immer noch ist unser Dreh- und Angelpunkt die *Ethembeni School* in Inchanga. Wenn ich von einem schweren Abschied spreche, dann schließe ich hierbei besonders die Schulkinder ein, zu denen ich weit ▼

die Ermordung des Inka-Königs Atahualpa, der Bürgerkrieg zwischen den spanischen Lagern von Francisco Pizarro und Diego de Almagro und schließlich die Versklavung der indigenen Bevölkerung. Nach diesem Teil folgte eine Pause in der die Eltern die Kinder und Jugendlichen über ihre Rolle und die Geschichte befragen konnten. Die Bühne war das Fußballfeld der Schule, es gab eine große Mine, eine *Hacienda* (Feldarbeit) und mitten im Geschehen Sitzbeiriche für die Eltern, damit sie hautnah am Geschehen teilhaben konnten.

Nach der Pause folgte der Part der Großen, zuerst mit der Ankunft des Vizekönigs Toledo, der ein Tributsystem der Inkas wieder einführt, was zu mehr Effizienz der Kolonie führen sollte. Danach wurde die Christianisierung gezeigt, gefolgt von Aufständen der Indígenas geführt von Tupac Katari. Nachdem dieser getötet wurde, folgte die Szene der „*Republiquetas*“. Die *Republiquetas* waren kleine Zellen von Aufständischen in Bolivien (damals noch Alto Perú), die gegen die spanische Krone kämpften. Und schließlich zog dann Simón Bolívar ein und befreite das Land von der spanischen Kolonialherrschaft.



■ Ein kleiner Indígena

Doch für die *Indígenas* änderte sich nichts, weiterhin mussten sie für europäisch stämmige Machthaber arbeiten. Ich möchte hier nur kurz noch anmerken, dass es sehr unterschiedliche Versionen der ▼

tionaler und tränenreicher Moment, vergleichbar mit dem Ende des untergehenden Leonardo di Caprio aus dem oben genannten Film. Nein, im Ernst: Begleitet von einigen kleinen Reden, einem ausgiebigen Essen (Fleisch und kleine Beilagen), Torte und anschließender Party war es in der Tat (trotz ironischer Bemerkung) ein besonderer, interessanter und schöner Geburtstag, den wir zusammen mit einigen anderen Arbeitskollegen und Freunden (Mili, Colo und Javier) miterleben durften.

!Feliz Cumpleaños Maria! ■

Julian Machicao, 20 Jahre (COMPA Santa Cruz) organisierte ein Mini-Kunstfestival an einer Schule



.....
Aus dem Erfahrungsbericht vom Juni 2007

Wie ich schon einmal ankündigte, waren wir ja in den letzten Wochen damit beschäftigt - als Abschluss - ein kleines Kunstfestival zu organisieren.

Vergangenes Wochenende war es dann soweit und das Festival „*Los niños de día en Hoy*“ fand im *Colegio America* statt. Vormittags ging es in die Aula dieser Schule, um Lichter, Boxen und Stühle aufzubauen. Später kümmerte ich mich um die Ausstellung der Töpferarbeiten und baute das Ganze im Freien auf. Gegen 14 Uhr kamen die ersten Gäste, nicht nur Kinder, sondern auch deren Eltern, Freunde und Bekannte. Die eintrudelnden Menschen konnten nun also die Vasen, Elefanten und anderen Arbeiten der *Ceramica* bestaunen. Der ganze Saal füllte sich langsam und etwa zwei Stunden später eröffnete die Compa-Gruppe mit einer kleinen Einlage die Theatervorstellungen. Die Kinder wurden angeheizt, doch obwohl es sehr viele waren, blieb es während den Vorstellungen recht still. Nach der Eröffnung folgten Theaterstücke von Thomas' Workshop wie von Claudio und natürlich den ganzen Kindern. Zwischendurch gab es ▼

mehr als nur ein distanziertes Arbeitsverhältnis habe. Ich finde es faszinierend, ab welchem jungem Alter man in diesem Land lernt, selbstständig zusein, beziehungsweise lernen muss, ohne fremde Hilfe klarzukommen. Natürlich ist mir klar, dass die Bindung nicht zu eng werden darf, denn je intensiver das Verhältnis ist, desto mehr leiden die Kinder unter unserer zwangsläufigen Abwesenheit. Meine Arbeit macht immer noch unheimlich viel Spaß und wird auch geschätzt, was gut tut. Der Kunst-Workshop ist überfüllt wie seit seinem Beginn, es wird gemalt, gezeichnet, geklebt und gebastelt, was das Zeug hält. Pappmasken, die durch Wollfäden vor dem Gesicht gehalten werden, und Karten wie z.B. anlässlich des Muttertags sind sehr beliebt bei den Kids. Ab nächstem Dienstag bekomme ich von der Schulleitung endlich die sehnächtig erwarteten neuen Materialien (Scheren, Bleistifte, Tonpapier, etc.). Zu Beginn des Schuljahres standen mir lediglich alte Wachsmalstifte zur Verfügung, sogar das Papier musste ich selbst organisieren. Zwischendurch habe ich auf das Material aus dem Lagerraum der OT (Beschäftigungstherapie-Abtei-



■ Ethembeni-Action

lung) zurückgreifen können, was aber nun bald nicht mehr notwendig sein wird. Es gibt viele Kinder, die sehr gut mit Stift und Papier umgehen können. Bei manchen erstaunt es mich ein wenig, da sie sich vorher noch nie wirklich künstlerisch betätigt haben. Talent ist also da, es muss nur gefördert werden.

Der andere Workshop den ich leite, Rollstuhlbasketball, hat so seine Höhen und Tiefen. Die teilnehmenden Kin-

gesamten südamerikanischen Geschichte gibt, denn die meisten Bücher wurden von Kreolen (europäischstämmige) verfasst. Beispielsweise gibt es viele Theorien über Bolívar, so dass er ein von den Engländern finanzierter Kreole war, der gegen die Spanier kämpfte. Tatsache ist jedenfalls, ohne die Aufstände der indigenen Bevölkerung (Tupac Amaru II, Tomas Katari oder Tupac Katari) Ende des 18. Jahrhunderts, wäre es Bolívar niemals möglich gewesen in Alto Perú als „Befreier“ anzukommen und dem Land seinen Namen zu geben.



■ Applaus - Verbeugen

Letztlich war die dreimonatige Arbeit im Kusikuna ein Erfolg. Denn nicht das Theaterstück stand als primäres Ziel auf der Tagesordnung, sondern die praxisnahe Auseinandersetzung der Kinder mit ihrer eigenen nationalen Geschichte und das Hinterfragen derer. Dies ist uns bei der Mehrzahl, so denke ich, gelungen. Nun werden wir im Kusikuna wohl einmal die Woche einen freiwilligen Theaterkurs anbieten. ■

Leon Kleffmann, 20 Jahre, findet Kinder ganz und gar nicht mehr „nervtötend“ - ein weiterer Theaterbericht



Am Muttertag (hierzulande am 27. Mai) führten unsere knapp 20 kleinen Schützlinge im Alter zwischen 10 und 15 Jahren zwei Theaterstücke auf. Diese hatten sie zuvor mit Bladimir und mir in einem sechzehn Einheiten langen Theaterworkshop einstudiert. ▼

kleine Einlagen zum Thema „Rechte der Kinder“ und so kam es nach der ersten Hälfte zu einer Pause. Zu Pommes und Hot Dogs wurde geredet und die Stimmung war ausgesprochen gut. Nach einer Trommeleinlage der Compas ging es zurück in den Saal und die Vorstellung wurde fortgesetzt. Thomas' Workshop lieferte die letzte Vorstellung, und nach großer Diskussionsrunde über Rechte, wie unter anderem auf Ausbildung und Gesundheit, gab es eine kurze Abschlussrede, um das Festival zu beenden.

Glücklich und zufrieden mit den Resultaten räumten wir auf und fuhren heim. Insgesamt können wir sehr stolz darauf sein, was wir mit den Kindern erreicht haben und wie sich die Arbeit bezahlt gemacht hat. Es war eine helle Freude, die Resultate der letzten drei Monate hier sehen zu können, in die strahlenden Gesichter der Kinder blicken zu können und zu wissen, dass sie einen auch noch nach der Abreise lange in Erinnerung behalten werden. ■

Moritz Binz, 20 Jahre (Melel Xojobal, San Cristóbal de las Casas), steht im mexikanischen Regen

Es regnet heftig draußen, die Regenzeit hat angefangen und langsam aber sicher nähere ich mich dem Zeitpunkt



Ankunft vor einem Jahr, ebenfalls in der Regenzeit. Derzeit komme ich fast täglich nass nach Hause, oft schwimmt der Vorraum im Haus, weil die Kanäle überfüllt sind, die großen Tropfen platschen laut auf das Ziegeldach. Manchmal will aich mich, in Gummistiefeln und Regentiefel durch die gefluteten Straßen radelnd, einfach nur über den Regen aufregen, es kann aber auch spaßig sein. Die Menschen nehmen, selbst wenn sie kaum ein Dach über dem Kopf haben, den Regen mit Gelassenheit. Man stellt sich unter und wartet oder wird eben nass. Größer sind die Probleme allerdings in den ▼

der sind zwar Feuer und Flamme, jedoch mangelt es des Öfteren an Material oder Kooperation seitens der Schulleitung. Wir haben immer noch nur 5 funktionsfähige Spezial-Rollstühle, deshalb verwenden wir oft auch reguläre Stühle, die nicht sonderlich gut zum Spielen geeignet sind. Uns steht zwar eine Halle zur Verfügung, Körbe wurden dort aber immer noch nicht installiert, obwohl sie bereit zum Aufstellen in den Katakomben liegen. Jeden Montag, wenn ich die Halle aufschließe, ist das Spielfeld so schmutzig, dass Spielen ohne vorheriges Putzen nicht möglich ist. Entweder alles ist voller Vogelscheiße und Staub, oder es stehen überall noch Tische und Stühle einer vorhergehenden Feier herum. Jedoch bin ich dankbar, dass uns überhaupt die Möglichkeit gegeben ist, irgendwie zu spielen, auch wenn es manchmal etwas frustrierend ist. Wenn wir nicht in die Halle können, spielen wir auch auf dem Schulparkplatz, hier gibt es immerhin zwei Körbe. Diese sind zwar auch kaum noch benutzbar, aber es ist immer noch besser, als den Ball zum Punkten auf dem Boden abzulegen, wie es die Kinder in der Sporthalle machen müssen. Ich habe den Spaß noch nicht verloren, solange die Kinder motiviert sind, lässt sich immer ein Weg finden. Nächsten Monat machen wir uns auf den Weg zu unserem ersten offiziellen Turnier, ich bin sehr gespannt, was der Mannschaft widerfährt. ■



Beide Ausschnitte sind dem Erfahrungsbericht vom Mai 2007 entnommen.

alle Fotos in Freiburg: privat

Erstes Theaterstück: „Vida de Perros“ (Hundeleben)

Dieses Theaterstück handelt vom miserablen Leben der Straßenkinder, das durch Gewalt, Betrug, Drogen und Hunger bestimmt ist. Sie werden von einem Priester bestohlen, der sie zum Beten mit geschlossenen Augen bewegt, werden von einem Politiker missbraucht, der ihnen für ihre Stimme bei den nächsten Wahlen alles verspricht, ihnen am Ende aber nichts gibt und ihnen wird ihr hart verdientes Geld von korrupten Polizisten abgenommen. Es gibt kein Happy End. ▼



Zweites Theaterstück: „La Guerra de los Colores“ (Der Farbenkrieg)

Der „Farbenkrieg“ handelt von drei einfarbigen Inseln (Rotland, Blauland und Gelbland), deren Bewohner alle von sich glauben, die einzig menschlichen Wesen zu sein. Alle andersfarbigen Menschen, so sagen ihre Legenden, seien Monster. Eines Tages begeben sich alle drei Inseln auf Expeditionen und treffen sich zufällig auf einer unbewohnten weißen Insel. In einer großen Schlacht versuchen alle ihre Gegenüber in ihrer eigenen Farbe zu färben, was allerdings misslingt. Die drei Farben vermischen sich und am Schluss sind alle bunt. Sie merken, dass sie alle gleich ►



Armenkolonien um die Stadt herum, dort, wo viele der Kinder, mit denen wir zusammenarbeiten, herkommen. Hier schwimmen Häuser, Möbel schimmeln, die Kloake aus den Kanälen schwimmt unter den Holz- und Pappwänden her, und nimmt Müll und sonstige Sachen mit. ■

sind, wenn man nicht auf die Farben achtet und schließen Freundschaft.

Am Abend der Aufführung, direkt nach Anfang des Stückes „Der Farbenkrieg“ merkte die „Prinzessin von Gelbland“, dass ihre Eltern zu ihrem großen Auftritt fehlten - sie mussten an diesem Tag länger arbeiten als geplant. Sie fing an, bitter zu weinen und brachte kein Wort ihres Textes mehr hervor. Zum Glück fing die anderen Kinder die Szene durch Improvisation mehr oder weniger auf und in der zweiten Szene kamen dann auch schon die Eltern der Kleinen. Ab da lief alles perfekt. Bevor ich nach Bolivien kam war ich immer der Meinung, dass Kinder nervtötende Wesen sind. Zumindest die meisten. Diese Meinung hat sich hier in Bolivien radikal gewandelt! Natürlich ist es oft anstrengend mit knapp 20 Kindern auf einmal zu arbeiten. Sie sind laut, raufen miteinander und wollen die meiste Zeit nur spielen, aber können auch so herzlich, lieb und süß sein! Wenn man morgens noch halb verpennt in den Klassenraum kommt, um die Kinder für den Theaterworkshop abzuholen und einfach alle angerannt kommen und einen umarmen, wie soll man danach noch müde sein? ■■

Bolivien

Eine Augenbraue, ein Flohmarkt und seine Cholitas

Sinneseindrücke von der *Fería*

von Philipp Schrauth, Bolivien

Die Geruchsmischung von tage-, sogar wochenalten Abfällen, die den Asphalt braun und schwarz färben, frischem Gebäck und verbrauchtem Fett, in dem irgendwelche Teile eines Schweins frittiert werden, steigen in die Nasenhöhlen und entfalten ein Gefühlsgemisch aus Ekel und Genuss. Polizisten leiten mit ihren schrillen Trillerpfeifen, eher hilflos als organisiert, den Verkehr und schaffen es trotzdem nicht gegen die in dieser Gegend scheinbar geltende Regel, dass es keine Regeln gibt, anzukämpfen.

Von überall hallen Geschrei, Hupgeräusche, das Buhlen der *Voceadores* (Schreier aus Minibussen) um Kundschaft, laute Musik aus riesigen Boxen, die vor Geschäften plaziert sind und ihre Waren anpreisende Händler in die Ohrmuscheln. Wenn man nicht aufpasst wird einem beim Überqueren der Straße so ein durch die Gegend rasender Minibus auch schnell zum Verhängnis.

Von überall eilen sie herbei, die Toyotas, Mazdas und die Mitsubishi mit ihren bis zu 15 Fahrgästen während die Schreier, ob Cholitas in ihren traditionellen Trachten oder Kinder im Alter von acht Jahren, aus ihnen heraus den Weg zur *Autopista* (Autobahn), zur *Reloj* (Großen Uhr), jedoch so gut wie jeder: in die *Ceja* (auf Deutsch „Augenbraue“) ankündigen. Für gerade mal umgerechnet zehn Eurocent wird man aus jedem einzelnen Winkel der Millionenstadt El Alto in dieses wichtigste und geschäftigste Viertel gebracht. Auch wenn man sich vom einen Ende der Stadt an das andere begeben will, führt der Weg immer durch dieses, die Form einer Augenbraue besitzende, Gebiet. Die dadurch chronisch verstopften Stra-

ßen sind deshalb auch kaum mit einem dieser Minibusse in einer halben Stunde komplett durchquerbar. Angelehnt an einen Spruch aus vergangenen, alten Zeiten, kann man getrost sagen: Alle Wege (zumindest in El Alto) führen in die *Ceja*.

An diesem Ort, an dem alle wichtigen Geschäfte zusammenlaufen, der Verkehr seinen Knotenpunkt findet und natürlich die Kriminalität Hochkonjunktur feiert, rennen, schlendern und schreien täglich Tausende von Menschen umher und verknoten sich in einen Knäuel von Hektik und Lärm. An der einen Ecke liegt ein Betrunkener, eher tot als lebendig wirkend, dessen Leber von der vorangegangenen Nacht noch immer ächzt und keucht, an der anderen Ecke deuten *Lustrabotas* (Schuhputzer) auf das Laufwerk eines jeden vorübergehenden Passanten, mit der Bitte dieses für fünf Eurocent putzen zu dürfen. Genau vor deinen Augen pinkelt ein Mann vom Gehsteig hinunter mitten auf die Straße. Für Neuankommlinge in Bolivien wären die an jeder Straßenecke angebotenen Mittagessen wahrscheinlich keine Wohltat für den Magen, denn die dunklen Kabuffs, in

■ Cholita auf der *Fería* vor der Kulisse von La Paz



denen die Mahlzeiten zubereitet werden, sind wahrlich nicht berühmt für ihre Hygiene und Sauberkeit. Überall versuchen Verkäufer und Verkäuferinnen ihre Güter loszuwerden. Ob Betten, Gitarrenverstärker, Kleider, Holz, Fahrräder, Instrumente, Küchenzubehör oder Autos - in der *Ceja* wird man, zumindest nach ein bisschen Suchen, immer fündig. In der Nacht sollte man jedoch vor einem Besuch dieser Gegend auf der Hut sein, denn dann verwandelt sich die *Ceja* in das wohl heißeste Pflaster Boliviens. Vor allem die Spielhallen bilden den Hauptschlagplatz für Drogen und im Dunkeln kommen all die Tags über inaktiven und unheimlichen Gestalten aus ihren Verstecken und verwandeln die *Ceja* in ihr Königreich, in dem weiße „Gringos“ eher als Eindringlinge ihres Hoheitsgebietes abgestempelt werden.

Auch der zweimal wöchentlich stattfindende Wochenmarkt wird keinen Preis für seine Sicherheit gewinnen, denn dort tummelt sich in all den Menschenmassen auch der ein oder andere Taschendieb, der nur auf die richtige Gelegenheit wartet. Aufgrund dessen ist es dort ratsam, immer ►



■ Schuhputzer in der *Ceja*

mit zwei wachsamen Augen über diesen Markt zu gehen und die Hände besonders nahe bei den Taschen zu halten.



■ Winziger Ausschnitt des zweitgrößten Marktes der Welt: die *Feria*

Sollte es einmal einen Gegenstand geben, der in dem ökonomischen Zentrum El Altos tatsächlich nicht gefunden wird oder man preiswertere Waren sucht, als wie sie im oben beschriebenen Viertel an den Mann gebracht werden, begibt man sich einfach auf den zweimal die Woche vorzufindenden und noch größeren Floh- und Trödelmarkt, die *Feria*, auch *16 de Julio* genannt.

Durch die engen, links und rechts mit Ständen und Geschäften aller Art gefüllten Gassen gehend, gelingt es, sich innerhalb von zehn Minuten hoffnungslos zu verlaufen. Zwar gibt es auch Neuwaren, der Hauptteil der Gegenstände, die dort verkauft werden sind jedoch gebraucht oder teilweise sogar, für verwöhnte und unkreative Europäer zumindest, überhaupt nicht mehr nutzbar. In der „Kleiderstraße“ - der Name verrät, was dort hauptsächlich über den Ladentisch geht - fühlt man sich oftmals inmitten der größten Altkleidersammlung der Welt und kaum drei Minuten kann man laufen ohne die Frage „*Que va a llevar, joven?*“ (Was darf es sein, junger Mann?) gestellt zu bekommen. Jedoch mangelt es auch dort nicht an Marken- und Designerklamotten, die zwar aus

der vorausgegangenen Saison stammen, was jedoch kaum stört, wenn man nicht gerade ein reicher und versnobber Amerikaner oder Europäer ist, denn diese für gerade einmal fünf Euro erwerbenden Kleidungsstücke wären in Deutschland immernoch mindestens das Zehnfache wert, wie mein Mitfreiwilliger Matthias Zinßer im Internet herausfinden konnte.

Auch ist die *Feria* ein Ort der Phantasie, an dem das Alte, Geschichten und Erinnerungen sich vereinen und Menschen, ob altem Mann, kleinem Kind, Mutter oder Vater, eine improvisierte Lebensgrundlage bieten. Alles was in unserer Heimat sofort auf dem Müll landen und von der Müllabfuhr gen Schrotthalde und somit Richtung Zerstörung befördert werden würde, findet hier noch seinen Abnehmer und Wert. Sogar Elektroschrott ist zu schade um weggeschmissen zu werden. Zwischen Trödel und Plunder lassen sich auch die ein oder anderen Schätze ausgraben, mit denen die Menschen eine Art gefunden haben ihre Armut zu bekämpfen.

Täglich Brot wird mit dem Verkauf von Nadeln über Esel bis hin zu Lastwagen verdient. Um die Güter an den Mann bringen zu können hilft oft die ganze Familie mit und so ist die *16 de Julio* immer voll von Männern, Frauen, Kindern, Babys und Großeltern.

Die treibenden Kräfte dieser Familien und in großen Teilen auch der bolivianischen Gesellschaft, sind meist die *Cholitas*. So werden traditionell bekleidete Frauen in Bolivien, Peru und Chile bezeichnet, deren Trachten aus der *Pollera* (einem Überrock), bis zu zehn Unterröcken, dem Schul-

tertuch und dem charakteristischen Hut bestehen. Aufgrund dieser dicken Kleiderschicht, erscheinen *Cholitas* oftmals auch ründer und übergewichtig, was jedoch als Schönheitsideal angesehen wird, da dies ein Statussymbol von Wohlhaben darstellt. *Cholo* oder *chola* - nicht die nett gemeinte Verkleinerungsform *cholita* - wäre für diese Mestizo-Frauen hingegen ein abfälliges Schimpfwort für „Mischling“. Mit ihren langen, geflochtenen Zöpfen walten diese Frauen hinter ihren Bergen von Waren über Geld und Familie und halten somit die bolivianische Gesellschaft zusammen. Sie versorgen die Stadt mit Obst, Gemüse und Brot, verkaufen Kokablätter aus den *Yungas* (bergiges Gebiet östlich von La Paz) und bringen auf den Märkten Mittagessen an den

Mann. Wenn man dann gerade ein paar *libras* (Pfund) Tomaten besorgen will, wird untereinander in der indigenen Sprache Aymara über den Einkaufenden, weißen „Gringito“ oftmals gekichert und man hinterher gefragt: „*sabes hablar Aymara joven?*“ (sprichst du Aymara, junger Mann?), was man natürlich, mit einem Grinsen im Gesicht, meistens nur freundlich verneinen kann.



■ Vermeintlicher Ramsch auf der *Feria*

Jedoch nicht nur das Marktgeschehen wird von den *Cholitas* beherrscht, längst haben sie ihre Arbeitsfelder diversifiziert und kontrollieren Transportwesen, wie Busunternehmen, Kleinbusse und Taxis oder große Werkstätten, die die Bevölkerung mit Holzwaren und Eisenstangen versorgen. Kaum eine sieht man in der Öffentlichkeit ohne ihre bekannten, um den Hals gewickelten Tücher, in denen Waren, Babys oder beides gleichzeitig auf dem Rücken transportiert werden. Bekannt sind sie auch für ihr Selbstbewusstsein und ihre dominante Stellung, die ihnen nicht einmal in einer machistischen Gesellschaft wie der bolivianischen geraubt werden kann. ■■

■ **Philipp Schrauth**, 20 Jahre, leitet zusammen mit Matthias Buhrow das Ressort Kultur. Er arbeitet im Projekt *Comunidad de Productores en Arte* (COMPAA), El Alto, La Paz.



Bolivien**Quimba, Morales und kühle Europäer**

Ein Interview mit dem bolivianischen Musiker-Duo QUIMBANDO

Marcelo und Mauricio, die gemeinsam die Band QUIMBANDO stellen, leben seit September 2006 mit den Bolivien-Freiwilligen und Interviewern Julia Büttner und Claus Reichel in Cochabamba zusammen.

In welchem Jahr und wie hat sich QUIMBANDO gegründet?

Marcelo: Im Januar 2003 haben wir uns auf einem Musiker-Konvent kennen gelernt, auf dem wir uns fachlich mit anderen Musikern austauschen konnten. Ich muss hinzufügen, dass ich vorher schon Solo-Musiker war und Mauri in einer Rock-Band gespielt hat. Nachdem wir uns drei Monate nicht sahen, rief ich Maurizio an um ihn zu fragen, ob er an einem alternativen Musikprojekt mit mir interessiert sei.

Maurizio: Und ich sagte ja.

Warum heisst Ihr Quimbando?

Maurizio: Das Wort „Quimba“ bezeichnet den zentralen Teil einer „Cueca“, welche der Nationaltanz Boliviens ist. In diesem zentralen Teil erreicht der Komponist seinen maximalen artistischen und intellektuellen Ausdruck. Das Wort „Quimbando“ als Ganzes heisst übersetzt so viel wie „nachdenkend“.

Was bedeutet für Euch Musik in einem Satz?

Marcelo: Das ist für mich die Vereinigung von Rhythmus und Klängen.

Maurizio: Die perfekte Kombination zwischen Klängen und Pausen, welche die Seele berühren.

Wie würdet ihr den Stil eurer Musik charakterisieren?

Maurizio: Wir nennen unsere Musik „*musica popular urbana*“ (frei übersetzt: populäre städtische Musik). Diese Bezeichnung stammt ursprünglich aus Paraguay. Die „*musica popular urbana*“ setzt sich aus verschiedenen Musikstilen wie zum Beispiel Blues, Jazz, Folklore und hauptsächlich Trova zusammen.

■ Marcelo, Maurizio, Julia und Claus.



■ Claus Reichel und Julia Büttner, beide 20, leisten ihren freiwilligen Auslandsdienst in Cochabamba, Bolivien.

Marcelo: Der Begriff „*música trova*“ hat seine Wurzeln im Mittelalter, als Trobadore von Erfahrungen und Erlebnissen der einfachen Bevölkerung in Liedern berichteten. Der neue „Trova“ kommt aus Kuba und behandelt seit der Revolution vor allem sozialkritische und politische Themen.

Schreibt Ihr Eure Songs alle selbst?

Maurizio: In den zwei bereits veröffentlichten CDs haben Chelo (Marcelo) und ich bis auf zwei Lieder alles selbst geschrieben und komponiert. Eines stammt von meinem Großvater und das andere von Grover Loredo (Leiter des Colectivo Katari, einem der Projekte in Bolivien).

Welches Ziel verfolgt Ihr mit Eurer Musik?

Marcelo: Unsere Absicht ist es, mit unseren Liedern in der Gesellschaft zu wirken. Dies soll aber nicht heißen, dass wir uns in den Vordergrund drängen wollen, sondern viel mehr, dass unsere Musik der Gesellschaft dient. Vor allem den Teilen der Gesellschaft, deren Rechte nicht ausreichend respektiert werden – „Menschen ohne Stimme“.

Was ist der genaue Inhalt Eurer Songs?

Maurizio: In unseren Liedern behandeln wir zum Beispiel Politik, existenzielle Probleme des Menschen und den Kampf für seine Befreiung und seine Emanzipation.

Marcelo: Und ebenso singen wir über unsere eigene Wut über die gesellschaftliche Ungleichheit.

Aber auch Liebe zum Partner, Liebe zum Vaterland und andere Aspekte des menschlichen Seins bringen wir zum Ausdruck.

Welche Auswirkungen hat die derzeitige politische Veränderung (mit dem ersten indigenen Präsidenten in der Geschichte Boliviens) auf euch persönlich?

Marcelo: Ich unterstütze die aktuellen gesellschaftlichen Veränderungen. Evo Morales ist eine Art Symbolfigur für viele Menschen, die jahrelang mit wenigen Rechten leben mussten. Das heißt aber nicht automatisch, dass ich mit der Regierungspartei in allen Belangen konform gehe. Auch hier gibt es noch viele Dinge, die sich ändern müssen.



Maurizio: Meiner Meinung nach ermöglicht die Präsidentschaft von Morales eine absolut freie Meinungsäußerung. Früher war dies so nicht möglich, wie zum Beispiel in El Alto 2003, wo es bei Demonstrationen etwa 70 Tote gab. Wir versuchen diesen Prozess als Künstler aktiv zu leben, bis sich ein fundamentaler Wandel vollzogen hat.

Wie sähe ein solcher fundamentaler Wandel konkret aus?

Marcelo: Bolivien wurde seit jeher ausgebeutet. Eine Rückgewinnung der natürlichen Ressourcen unseres Landes wäre ein erster wichtiger Schritt nach vorne. Die Regierung von Morales befindet sich exakt auf diesem Kurs der Verstaatlichung. Die Ausbeutung des Landes hatte zur Folge, dass das Selbstbewusstsein der Bolivianer zunehmend sank und sinkt. Seit mehr als 500 Jahren musste die Mehrheit der bolivianischen Bevölkerung Verluste von Territorien, Erniedrigung und Unterdrückung hinnehmen. Mit der Zurückgewinnung der Ressourcen kann auch das Selbstbewusstsein der Bolivianer zurückgewonnen werden.

Was bedeutet für Euch Bolivien in einem Wort?

Marcelo: Multikulturell.

Maurizio: Zuhause.

Nun kommen wir mal zu unserer gemeinsamen WG. Was ist eine Sache, die Ihr an Julia nie vergessen werdet?

Maurizio: Ihr Lachen und ihre Locken.

Marcelo: Ihren Clown „Pilu“.

Und an Claus?

Marcelo: Seinen „Colla“-Akzent (Collas sind die Bewohner des Westteils von Bolivien).

Maurizio: Seine betriebswirtschaftlichen Fähigkeiten.

Und an beiden?

Marcelo/Maurizio: Ihren Durchfall....

...der sich mittlerweile ja glücklicherweise gelegt hat. Unser Zusammenleben, hat das euer Bild von Deutschland verändert?

Marcelo: Früher kannten wir Deutschland nur durch historische Ereignisse und da dachten wir auch sehr verallgemeinert. Jetzt konnten wir einige Deutsche kennen lernen, die unser Bild von Deutschland zwar menschlicher gemacht haben, aber dennoch sind wir uns bewusst, dass diese Deutschen nicht die gesamte Gesellschaft repräsentieren.

Maurizio: Früher dachten wir, dass alle Europäer sehr kühl, individualistisch und reserviert sind. Sollte ich eines Tages nach Deutschland kommen, weiss ich durch Euch, dass dort Menschen leben, die in ihrer Denkweise mir ähnlich sind.

Das ist sehr schön zu wissen. Kommen wir nochmal kurz zur Musik. Wie sieht Eure nähere musikalische Zukunft aus?

Maurizio: Wir sind gerade dabei unser drittes Album zu produzieren, welches diesmal einen wesentlich höheren technischen Standard erfüllen soll.

Zu guter Letzt: Stellt uns doch mal noch ein paar Fragen.....

Maurizio/Marcelo: Hm, gut. Also dann sagt uns doch mal was ihr am Marcelo nie vergessen werdet.

Claus: Seine unglaublich witzige Art und Weise mit Tieren zu spielen.

Julia: Seine unglaubliche Fähigkeit, seine Gefühle in Liedern auszudrücken.

Und an Maurizio?

Julia: Wie schnell er Gitarre spielt und wie unglaublich schnell er spricht.

Claus: Seine laute, laute, laute Lache.

Also Tiere, Gefühle, Geschwindigkeit und Humor, das ist doch eine gute Mischung. Welche Aspekte habt ihr dieses Jahr in Bolivien erlebt, die ihr gerne auf Deutschland übertragen würdet?

Julia: Die Menschen in Bolivien teilen viel mehr als in Deutschland. Das würde ich gerne mehr in Europa entdecken.

Claus: Das Jammern auf hohem Niveau in Deutschland. In Bolivien haben viele, viele Menschen sehr wenig, aber können trotz alledem Glück, Freude und Spass in ihrem Leben ausdrücken. Ich habe das Gefühl, dass viele Menschen diese Fähigkeit in Deutschland verloren haben und sich nur darüber beklagen wie schrecklich die Welt doch sei.

Danke für Eure Antworten.

Julia/Claus: Gleichfalls.

Das Interview führten Marcelo und Maurizio ;-) ■■

■ Wer die Jungs bei der Produktion ihres neuen Albums unterstützen will kann ihre ersten beiden Alben bei Claus Reichel erstehen. 10 € pro Disk helfen den Jungs ungemein. Einfach eine E-Mail an claus.reichel@wi-ev.de schicken, CD-Geld plus Porto überweisen und schon könnt ihr bolivianische Musik genießen.

QUIMBANDO gibts auch zu sehen, und zwar bei Youtube.com. Einfach bei folgende Links nachsehen oder nach Schlagwort „Quimbando“ suchen:

<http://www.youtube.com/watch?v=74Mu6Mweago>

<http://www.youtube.com/watch?v=bnme0nYCIuM>

<http://www.youtube.com/watch?v=45uDNtiOtN0>

<http://www.youtube.com/watch?v=WMfoa17VNOo>

Mehr Infos:
<http://quimbando.blogspot.com>

Bolivien Calle de la Cultura



von Eva Werner, Bolivien

El Alto, eine Millionenstadt auf ca. 4000 Metern über dem Meeresspiegel. Graue, staubige Straßen, dominiert von Ziegelhäusern. Die Höhe erlaubt keine üppige Vegetation. Was an Pflanzen und Bäumen zu sehen ist, kann nur durch mühsame Bewässerung erhalten werden. Die Straßen im Zentrum sind belebt von Menschen, Ausrufern in Bussen und am Taxistand, dem Rattern von Kleintransportern, Verkaufsständen, Schuhputzern, Müttern mit ihren Kindern, Hunden. Alles ist in Bewegung.

Einen Moment halte ich inne, tauche auf aus dem Wirbel, der sich Alltag nennt, bilde nicht mehr Teil des Stromes, sondern werde zum stillen Betrachter des Gemäldes namens Realität. In diesem Moment wird Anhalten und Wahrnehmen zu einer Insel.

Eine weitere Insel, die Menschen bewusst zum Anhalten bringt, ist Initiative von Iván Nogales, Leiter des Kulturhauses COMPA („Gemeinschaft Kunstschaffender“). Die Realisierung benötigte einen langen Atem, doch seit 2004 darf sich die Straße, in der das COMPA steht, offiziell „*primera calle de la cultura*“ (erste Kulturstraße Boliviens) nennen. Bänke, Blumeninseln und die Tatsache, dass sie heute für Autos unbefahrbar ist, lässt eine Insel der Ruhe entstehen. Künstler vieler Länder mit verschiedensten Geschichten hinterlassen einen Teil. Eine faszinierende Tatsache, wieviele Köpfe sich hier bewusst am Bild dieser Straße beteiligt haben. Mehr als 50 Häuser, die alle zu „*obras*“ (Werken) werden. Eine Straße wie ein kleines Museum. Freier Raum für Kunst, die keine Abnehmer, sondern lediglich Betrachter finden möchte. Des Weiteren ist Platz für Open-Air Kino und Konzerte, Skulpturen und Ausstellungsvitrinen. Hier wird Kunst zur Aktivität auf der Straße, in der Straße, in der das wirkliche Leben spielt. ■■

Palästina/Israel

Handala und das Werk fremder Künstler

Mauerkunst stößt nicht immer auf Gegenliebe

von Felix Krämer, Palästina

Gelbe Minibusse stehen bei Bab Al Zqaq, der großen Kreuzung, die den Übergang zwischen Beit Jala und Bethlehem markiert. Von hier aus kann jeder nach Ramallah, Hebron, oder auch Jericho fahren. Eines der Sammeltaxis wartet noch etwas auf weitere Fahrgäste, die nach Abu Dis wollen, einem östlichen Vorort Jerusalems. Als alle eingestiegen sind fehlt nur noch der Fahrer, der seinen Gebetsteppich auf dem Gehsteig ausgebreitet hat und gerade sein nachmittägliches Gebet beendet.

Das Taxi verlässt Bethlehem im Osten. Auf der linken Seite der alten Straße, in etwa 500 Meter Entfernung, ist eine neue Straße zu sehen, an der ein hoher Zaun steht, der mit Stacheldraht und Bewegungssensoren ausgestattet ist. Er ersetzt an dieser Stelle die Mauer, die die Westbank von Jerusalem und Israel trennt. Zwischen dem Zaun und der palästinensischen Straße, auf der der Fahrer des Minibusses gerade mit eiserner Miene ein waghalsiges Überholmanöver unternimmt, hütet ein alter Mann mit seinem Enkel Ziegen. Nachdem es das „*Wadi Nar*“ (Feuertal) durchquert hat, kämpft sich das Taxi bergauf in Richtung einer Kreuzung, an der ein Checkpoint liegt. Von hier aus sind es nur noch zehn Minuten bis Abu Dis erreicht ist, wo sich die etwa neun Meter hohe Mauer direkt am Zentrum der Stadt vorbei zieht. Da sie den Ort von Jerusalem trennt, ist es Palästinensern nicht mehr möglich, von Bethlehem einen direkteren Weg nach Abu Dis zu nehmen. Stattdessen muss Jerusalem großräumig umfahren werden.

Weil besonders an dieser Stelle die Mauer auf so kompromisslose Weise im Wohngebiet errichtet wurde, genießt der Ort eine außergewöhnliche Bekanntheit. Sogar die arabische „*Al-Quds University*“ (Jerusalemsuniversität), die in Abu Dis liegt, ist von Israel, beziehungsweise Jerusalem, nicht mehr zugänglich. So haben Friedensaktivisten, die hauptsächlich aus Israel, aber auch aus Europa und Amerika gekommen sind, um sich die Zustände in den Palästinensergebieten anzusehen, Bilder und Sprüche auf die Mauer gesprüht. Das meterhohe Gesicht Ché Guevaras blickt heldenhaft von der Betonwand hinab und eine große rote Faust bedroht Jerusalem, über dem eine Friedenstaube schwebt. Letzteres Gemälde überdeckt eine dünne weiße Leiter, die bis ganz oben an die Kante führt. Bemerkenswert ist, dass es nur vereinzelt Sprüche oder Schmierereien gibt, die von Palästinensern stammen. Auf die Frage hin, warum dies so ist, sagen viele Menschen, dass sie finden, die Mauer solle so bleiben, wie sie von Israel gebaut wurde. Niemand solle sie verschönern. Zudem ist in der ►



palästinensischen Gesellschaft der Ausdruck von Gefühlen durch Gemälde und Kunstwerke generell nicht verbreitet. Immer wieder lässt sich jedoch die Comicfigur „Handala“ entdecken, die von dem Comiczeichner Naji Al-Ali Ende der 1960er kreiert wurde. Sie stellt einen zehnjährigen palästinensischen Jungen dar, dessen Hände auf dem Rücken verschränkt sind, den er dem Betrachter zu-

kehrt. Er ist barfuß, trägt einfache Kleidung und repräsentiert damit die palästinensische Gesellschaft, die zu großen Teilen unter ärmlichen Verhältnissen in Flüchtlingslagern leben muss. An anderen Stellen findet man in arabischen Schriftzeichen die Worte „*Al-lah hu akbar!*“ welche als Ausruf am Beginn jedes Gebets stehen und übersetzt „Gott ist größer!“ bedeuten.

In Bethlehem und an anderen Orten in der Westbank und in Israel kann man bei Streifzügen an der Mauer Abschnitte finden, an denen Paare von meterhohen Plakaten angebracht sind, die Schwarzweißportraits von verzerrten Gesichtern zeigen. Dabei sind jeweils ein Israeli oder eine Israelin und daneben ein Palästinenser oder eine Palästinenserin abgebildet. Am unteren Bildrand sind ihre Namen, sowie ihre Berufstätigkeiten zu finden. Die Vergrößerungen wurden im Zuge des Fotoprojektes „*Face2Face*“ von den französischen Künstlern „JR“ und „Marco“ angebracht, um die Menschen darauf aufmerksam zu machen, dass auch jenseits der Mauer Menschen leben. Dieses Gefühl soll durch den Um-

stand verstärkt werden, dass jeweils beide Portraitierten derselben Profession nachgehen. Auf die Frage hin, was die Plakatierung zu bedeuten hat, zucken die Passanten hingegen nur mit den Schultern. „Ich weiß es nicht. Irgendwann kamen solche Leute und haben diese Plakate hier aufgehängt. Die schauen so komisch, die Menschen auf den Fotos... ich versteh das auch nicht.“ Doch es gibt nicht nur gleichgültige Reaktionen. Vielen der Bilder sieht man an, dass versucht wurde, sie zu zerstören. Über einige wurde Farbe geschüttet und Teile wurden abgerissen. Die Menschen in den besetzten Gebieten sträuben sich dagegen, den Anblick der Mauer zu verändern. Dies ließe sie schöner erscheinen, als sie sei. ■■

Fotos: privat

■ **Felix Kraemer**, 20 Jahre, arbeitet im Projekt *Talitha Kumi* in Bethlehem, Palästina. Berichte aus seinem Alltag sind auf theidea.wordpress.com nachzulesen.



Südafrika

Zwischen Kino und Knochenwerfen

Eine junge Sangoma im Konflikt der Kulturen

von Florian Kienle, Südafrika

Ich befinde mich in „*Gamalakhe*“, einem Township in der Nähe von Port Shepstone. Draußen scheint die Sonne, von der Treppe des Hauses überblickt man den Indischen Ozean, auf der Straße spielen eine Handvoll Jungs Fußball. Lässig sitzt die 19-Jährige auf der Couchlehne. Mit braunem Top und rotem Rock ordne ich sie scheinbar automatisch in die Sparte „junges, schwarzes Südafrika“ ein

- Housebeats und Handys, den Blick in die Zukunft gerichtet.

Die Tradition nur noch Staub in den Kleidern, den man ausklopft und schließlich übersieht. Das Leben genießen - Doch irgendetwas an der jungen Frau passt nicht ins Bild eines „modern Chics“, etwas an ihr ist anders. Ntokozo Pearl Mbhele, so ihr Name, ist eine *Sangoma*, eine traditionelle Heilerin. Anfangs kann ich es selbst kaum glauben. „You are joking“, so meine spontane Reaktion. Doch so unglaublich es auch scheinen mag, es ist wahr.

„Die Tradition der Sangomas entstand vor langer, langer Zeit, noch bevor es Weiße in Südafrika gab. Sangomas waren die Ärzte dieser Zeit. Sie waren es, die Menschen heilten, wenn sie krank oder verletzt waren. Sie können die Zukunft voraussagen und wissen, was in der Vergangenheit geschah.“ Während sie erzählt leuchten ihre Augen voller Überzeugung und Eifer. „Um die Zukunft vorherzusagen, werfen wir Knochen. Außerdem kommunizieren wir mit unseren Vorfahren.“ ►

Ntokozo besucht die 12. Klasse der „Gamalakhe High School“ und wird dieses Jahr Matric (vergleichbar mit dem deutschen Abitur) machen. Ihre Hauptfächer sind Physik und Mathe. In dem kleinen, aber gut ausgestatteten Haus lebt sie zusammen mit ihrer Mutter und ihren beiden Schwestern. Nach den ersten Fragen hat sie ihre anfängliche Scheu völlig abgelegt. Sie erzählt und erzählt, und was sich für meine europäischen Ohren unglaublich anhören mag, macht aus ihrem Mund Sinn und scheint jedem Zweifel erhaben zu sein. „Meine Großväter und Urgroßväter kommunizieren mit mir in meinen Träumen. In Zulu nennen wir unsere Vorfahren *amadlozi*. Manchmal kommt eine bestimmte Energie über mich. Dann befinde ich mich in einer Art Trance. Ich weiß nicht, was passiert, nur mein Körper ist anwesend. Mein Geist aber befindet sich in der Welt meiner Vorfahren. In diesen Momenten kommen sie und sprechen an meiner Stelle.“

„Zum Sangoma wird man geboren“

Ab dem Alter von 12 Jahren war Ntokozo lange schwer krank. „Ich konnte mich nicht mehr bewegen, so krank war ich.“ Alles Betten, alle Arztbesuche halfen nichts. Selbst



in der Schule lief es nicht mehr so rund wie noch zu Beginn. Die Lehrer schienen sich gegen sie verschworen zu haben und ihre Leistungen ließen rapide nach. „Ich war ein wildes Kind, trug Waffen und rauchte. Wusste nicht wohin ich gehörte, noch wer ich war.“ Mit sechzehn Jahren dann sei sie fast gestorben, so schwer sei ihre unerklärliche Krankheit gewesen. Nicht gerne erinnert sie sich an diese Zeit zurück. „Es war sehr hart für uns alle, meine Mutter weinte ununterbrochen. Niemand wusste, was mit mir los war.“ Heute kann sie all das erklären. Bei ihrer Krankheit habe es sich um *isidina* gehandelt, eine Art Folter durch ihre Vorfahren: Ihre Bestimmung war es, eine Sangoma zu werden. Sie wurde gerufen. „Wer seiner Bestimmung als Sangoma nicht folgt, der stirbt“, versichert sie mir.



Schließlich folgte sie dem Ruf: Mit 17 Jahren verließ sie für ein Jahr die Schule, um für drei Monate eine so genannte „Initiation School“ zu besuchen. Dort wurde sie, weit weg von Familie und Freunden, zur Sangoma ausgebildet. Sie lernte ihre Träume zu verstehen, erwarb das Wissen über Heilkräuter, Knochenlesen und der Kommunikation mit den Vorfahren. Was genau dort passierte, darf sie mir leider nicht verraten.

„Ich bin zwei Menschen, zur gleichen Zeit“

An der cremefarbenen Wand neben dem Fernseher hängt ein Bild, das Ntokozo bei ihrer Initiation zeigt. Während des Interviews läuft der Fernseher auf lautlos. Werbungen für Handynetze, Soaps und die Nachrichten aus der ganzen Welt flackern über den Bildschirm. Hin und wieder wirft sie einen Blick auf den Fernseher, kommentiert die neusten Fehlritte der Promis, oder denkt laut über den Verlauf ihrer Lieblingssoap nach.

Wie ihre Freunde auf ihre Berufung als Sangoma reagiert hätten, will ich wissen. Sie seien sehr überrascht gewesen, hätten es aber schließlich akzeptiert, antwortet sie mir nachdenklich, den Blick auf den Fernseher gerichtet. Die Frage kommt nicht von ungefähr, denn die meisten jungen Schwarzen, die ich auf „Sangoma und Vorfahren“ anspreche, lachen mich nur unglaublich aus. Nicht selten bekomme ich Antworten zu hören wie „Das ist eine Sache der Vergangenheit, damit haben wir nichts mehr zu tun.“ Und auch unter der älteren Generation schwarzer Südafrikaner glauben lange nicht alle an ihre Vorfahren und an Sangomas. „It's a bad thing“, versichern mir viele. „We believe in God“.

So gehen die Meinungen über Sangomas unter der schwarzen Bevölkerung Südafrikas weit auseinander, nicht zuletzt auch wegen denen, die um Geld zu machen den Kunden das Blaue vom Himmel versprechen. „Die Menschen sind heutzutage so fortschrittlich geworden, dass sie nicht mehr an Sango- ▶

mas glauben. Sie glauben unsere Vorfahren seien Dämonen, und wir Sangomas seien besessen. Sie versuchen uns das Christentum aufzudrängen“, erläutert mir Ntokozo ihre Sicht der Dinge. „Manche Schwarze glauben nicht mehr an unsere Kultur, sie leben mehr in der westlichen Kultur, was falsch ist. Sie wurden in eine afrikanische Kultur hineingebohren. Aber sie vergessen diese. Unsere Zulukultur ist jedoch sehr interessant. Nur leider gerät sie mehr und mehr in Vergessenheit. Jetzt wollen die meisten einfach nur ‚amerikanisch‘ sein. Ich glaube an meine Kultur, und werde sie auch an meine Kinder weitergeben!“

Im nächsten Moment steht Ntokozo auf und gibt mit der gleicher Hingabe, mit der sie eben noch über Vorfahren, bad spirits und Heilkräuter gesprochen hat, einen Ausschnitt aus einem selbst geschriebenen RnB Song zum besten: „...Tell me when will I ever get the feeling like I'm your girl. Give me love, true love. Please me, treat me - your love is all I need!“

Wie schafft sie es zugleich Sangoma zu sein, und ein „normaler Teenager“? Lieder über Beziehung und Liebe zu singen, wenn ihre Vorfahren ihr es verbieten auf Parties zu gehen? Vormittags Physik-Examen zu schreiben, und nachmittags durch Trommeln ihre Vorfahren herbei zu rufen? „Ich kann eine Person dieser modernen Welt sein, und auch ein Sangoma. Ich bin zwei Menschen zur gleichen Zeit. Manchmal ist es hart, aber es geht“, so lautete die scheinbar

simple Antwort. „Ich glaube an Gott und an meine Vorfahren zur gleichen Zeit. Für mich ist es ein Segen Kontakt mit Gott und den Vorfahren zu haben. In den Augen mancher kommt Er vor den Vorfahren, aber auch unsere Traditionen machen uns zu dem was wir sind.“ Damit verkörpert die 19-jährige,

Verzweiflung und Orientierungslosigkeit, Alkoholismus und Arbeitslosigkeit.

Ntokozo jedoch scheint diesen Spagat der Gegensätze, der ihr tägliches Leben begleitet, gut zu meistern. „Die Zeit meiner Vorfahren ist von Montag bis Samstag, Sonntag ist der Tag Gottes. Dann ruht die Trommel.“ ■■



◀ Ntokozo in ihrem Sangoma Gewand. Sie trägt rot und weiß, ein Symbol für Reinheit. Sowohl ihre besondere Kopfbedeckung („umyeko“), als auch der Stock, mit Kuhhaar am Ende („ishoba“) sind Zeichen eines Sangomas. Über ihre Schulter hängt eine künstliche Leoparden Haut, Zeichen für die Vorfahren. Das Gewand mit Perlenschmuck hat sie selbst angefertigt.

Quellen:

Interview mit Ntokozo Pearl Mbhele.

Befragungen verschiedener Menschen aus unterschiedlichen Altersgruppen zum Thema.

Fotos: privat

Da es sich bei den Zulu-Traditionen größtenteils um mündlich überliefertes

Wissen handelt, sei darauf hingewiesen, dass es sich hierbei nie um eine exakte Darstellung handeln kann, was der Autor auch nicht beabsichtigt.

die, seitdem sie eine Sangoma ist, von allen nur respektvoll ugogo (Großmutter) gerufen wird, einen Konflikt, in dem sich ganz Südafrika widerspiegelt. Die Mauern zwischen Tradition und Moderne - Vorfahren und Gott, Kino und Knochenwerfen - die sie täglich scheinbar mühelos zu überwinden scheint, ziehen sich durch die Leben nahezu aller schwarzen Südafrikaner. Alte Traditionen versanden mit jedem Tag mehr und werden von westlicher, amerikanischer Kultur hinweggefeht. Was zurückbleibt sind

■ **Florian Kienle**, 21 Jahre, arbeitet seit August in der *Harding Special School*, Südafrika.



Südafrika

89 Kilometer als Genossen

Der weltberühmte *Comrades* Ultra-Marathon führt direkt an der *Ethembeni School* vorbei

von Jan-Hendrik von Zelewski,
Südafrika

Hubschrauber kreisen am Himmel, Kamera-Motorräder knattern an uns vorüber. Zulus heizen die Stimmung mit traditionellen Trommeln und Gesang an, während die weißen Familien mit Picknickkörben um den Grill herum sitzen, Bier trinken und grillen.

Die gesamte 89 Kilometer lange Strecke ist mit neongelben „Route“ Hinweisen ausgeschildert, die bei der Tour de France als beliebte Souvenirs mitgenommen werden würden. Hier hängen sie seit Wochen unangetastet. Ansonsten ist aber der Vergleich mit einer Tour-Etappe passend, denn von der Werbekarawane abgesehen ist die Stimmung entlang der Strecke ebenbürtig.

Während allerdings bei der Tour das Petition nach einer halben Minute vorbeigerauscht ist, liegen hier bei der Hälfte der Renndistanz schon vier Stunden zwischen den ersten und den letzten Teilnehmern. Im Ziel sind es dann über sieben Stunden. Doch beim „*Comrades* Marathon“ (zu

Deutsch etwa: „Marathon der Genossen“) ist für die meisten Athleten das Ziel, überhaupt durchzuhalten. Denn der *Comrades* Marathon, der zwischen Durban und Pietermaritzburg mit jährlich wechselnden Start- bzw. Zielort ausgetragen wird, ist der weltweit berühmteste Ultra-Marathon.

Donnerstag, drei Tage vor dem Marathon, hatten bereits 3 000 Läufer erklärt, nicht an den Start zu gehen. Ihnen erschien die Situation zu angespannt. Somit war im Vorfeld klar, dass anstatt der 23 000 Läufer, die sich im Rekordjahr des Marathons (2000) auf den Weg machten, diesmal nicht mehr als 9 000 Teilnehmer kommen würden.



■ *Comrades* Ultra-Marathon 2005: Die Schüler feuern die Läufer an und freuen sich über Handschläge der Athleten

In diesem Jahr warf jedoch der landesweite Streik des öffentlichen Dienstes einen dunklen Schatten über das Sportereignis. Als die Polizei, die als essentielle öffentliche Einrichtung eigentlich nicht streiken darf, fünf Tage vor dem Start ankündigte, im Falle eines Scheitern der Verhandlungen zwischen Regierung und Beamtenengewerkschaft dem Streik beizutreten, war sogar die Austragung des Marathons akut gefährdet. Hätte die Polizei ihre Drohung wahr gemacht, wäre der *Comrades* abgesagt worden. Doch dem war zum Glück nicht so.

Trotzdem zeigten sich die Auswirkungen des Streikes: Bis

Was 1921 als Erinnerung an die im Ersten Weltkrieg verstorbenen Soldaten gestartet wurde, ist im Laufe der Jahre nicht nur zu einer Marke sondern zum größten und berühmtesten Ultra-Marathon der Welt geworden. So stand in diesem Jahr neben den russischen Topläuferinnen Elena Nurgalieva, die bereits im Vorjahr gewinnen konnte, und ihrer Zwillingschwester Olesya, nahezu die gesamte nationale und internationale Elite der Ausdauerzene am Start.

Doch dass das Ereignis nicht nur für die Läufer selbst ist, bewies im Vorfeld schon die zwischen 14. und 16. Juni im Exhibition-Centre in Durban gastierende *Comrades* Expo. Dort gab es von der Socke bis zum Trainingsanzug, von der Sektfla- ►



■ *Comrades*-Markierungsschild neben dem *Ethembeni*-Haupteingang

sche bis zum Teddybären, Artikel aller Art mit dem Marathon-Logo. Selbst die Hormormeldungen, die sonst die Titelseiten der südafrikanischen Boulevardpresse zieren, machten dem Marathon Platz. Als der Läufer Johnny Demas am Samstag vor dem Rennen der Ethembeni-Schule für körperlich und sehbehinderte Kinder, wo David, Jonas und ich als Freiwillige arbeiten, einen Besuch abstattete, kamen gleich mehrere Reporterteams von Zeitungen und Radio mit.

Davon, dass die Schule kurz vor der Halfway-Marke im landschaftlich schönsten Teil der Strecke, dem Valley of a Thousand Hills, liegt, bekommt Demas wenig mit: Er ist blind. Doch seine Behinderung hindert ihn nicht daran, in diesem Jahr seinen zwanzigsten Comrades-Marathon zu laufen. In der Schule hält er vor der

to-Star Kabelo, der wenig später vorbei läuft, in den Schatten. Zweifelsohne, Johnnys Auftritt hat nicht nur unsere Schüler inspiriert.

Dass Leonid Shvetsov gegen 10:35 Uhr in einer Zeit von 5:20:49 Stunden ins Durbaner Sahara Kingsmead Cricket Stadium einläuft und den 21 Jahre alten Streckenrekord um vier Minuten unterbietet, nimmt ebenso wie den Doppelsieg der Nurgalieva-Schwwestern kaum einer an der Strecke war. Zwar steht am Tor der Schule ein Fernseher, doch vor ihm verlieren sich keine zehn Leute. Viel wichtiger ist es den Zuschauern, die letzten Läufer, die sich zeitgleich immer noch an der Schule, fast 50 Kilometer vom Ziel entfernt, vorbeischieben, aufzumuntern und anzufeuern. Ein tolles Erlebnis!



■ Comrades 2007: Johnny Demas besucht die Ethembeni School

menbricht. Nachfolgende Läufer heben ihn hoch und tragen ihn unter dem Jubel der Zuschauer die Runde durchs Stadium und über die Ziellinie. Doch der Mann erliegt wenig später einem Herzinfarkt ebenso wie ein 48-Jähriger, der nach einem Herzstillstand zwar reanimiert werden kann, in der darauf folgenden Nacht jedoch im Krankenhaus stirbt. Er hatte die Ziellinie des Comrades Marathons 14 Mal erfolgreich überquert. ■■

Link: <http://www.comrades.com>

Fotos: privat



■ Einer der Läufer grüßt die Ethembeni-Kinder

stark dezimierten Gruppe von Schülern, die noch nicht aufgrund des Streiks und der nahen Ferien nach Hause zurückkehrt sind, einen ergreifenden Vortrag über sein Leben und über seinen Weg in den Sport.

Als Johnny am nächsten Tag zweieinhalb Stunden nach den ersten Läufern am Gummiband geführt bei uns an der Ethembeni Schule ankommt, anhält und die Hände der Kinder abklatscht, kennt der Applaus und Jubel keine Grenzen mehr und stellt sogar den internationalen Kwai-

nig später dramatisch-tragische Szenen ab, die zeigen, dass der Comrades mehr ein Miteinander als ein Gegeneinander ist: Gerade noch im Zeitlimit von zwölf Stunden erreicht ein 34-Jähriger Läufer aus der Provinz Gauteng das Stadium, wo er eingangs der letzten Runde zusam-

Im Zielbereich spielen sich we-

■ Jan-Hendrik „Hendrix“ von Zelewski, 20 Jahre, arbeitet seit Oktober 2006 an der Ethembeni School, Südafrika.



■ 2005: Der damalige Ethembeni-Freiwillige Sebastian Puschner mit Ethembeni-Schülern am Rand der Strecke

Guatemala

Cobán rennt um die Wette...

...und damit auch fünf Freiwillige der Weltweiten Initiative...

von Maik Naumann, Guatemala

...beim Halbmarathon, dem Ereignis des Jahres im guatemaltekischen Cobán.

Guatemala, ein Land von unfassbarer Vielfalt, aber auch ein Land mit großen, scheinbar unlösbaren Problemen. Guatemala, ein Land, in dem Sport eine herausragende Rolle spielt. Sport und Lateinamerika wird in Deutschland höchstens mit Fußball assoziiert, dabei haben hier manch andere Sportarten eine viel größere Bedeutung. Basketball wird in Cobán und ganz Guatemala groß geschrieben. An jeder Ecke befindet sich ein Basketballplatz. In Cobán ist aber auch eine andere Disziplin zu einer Sportart geworden, die die Massen bewegt: Laufen.

Hier in Cobán joggen Jung und Alt allerdings nicht nur zur Steigerung oder Beibehaltung der eigenen Fitness. Das ganze Jahr trainiert man für den „Medio Maraton Internacional“. Dieser ist nicht bloß ein normaler Halbmarathon über 21 Kilometer. Es ist ein Großereignis, welches die ganze Stadt mobilisiert und ebenso aus allen Teilen des Landes die Leute in die Stadt lockt. International ist der Halbmarathon deswegen, weil auch Ausländer daran teilnehmen. Es kommen wenige, aber die, die kommen, belegen immer die ersten Plätze. Nicht Mexikaner oder US-Amerikaner, sondern Kenianer dominieren neben den Rennen in Europa und Amerika auch die hiesigen. Wie jedes Jahr treten mehr als 3000 Guatemalteken an. Dieses Jahr versuchten es aber auch fünf deut-

sche Freiwillige. Die Kenianer würden wie jedes Jahr nicht zu schlagen sein, aber allein die Strecke zu bewältigen und dabei gewesen zu sein, zählt für die Guatemalteken und die Hand voll Deutschen mehr als alles andere.

Schon von Beginn unseres Freiwilligenjahres in Cobán an bekamen wir viel von dem Ereignis des Jahres erzählt, das von einem kleinen Stadtlauf zu einem Großereignis gewachsen ist und dessen diesjährige Austragung die 33. darstellt. Als Ausländer wurden wir, wenn wir durch Cobán oder in der Umgebung joggen, immer neugierig beobachtet, aber auch oft von Rufen wie „Vamos, canche!“ („Auf geht's, Blonder!“) oder bloßem Gegröle oder Geklatz animiert. Aber auch wir sahen immer wieder vor allem an den Sonntagmorgen viele Jogger. Die letzten Sonntage vor dem Lauf vervielfachte sich die Zahl der Trainierenden und in der letzten Woche verwandelte sich Cobán von einem verschlafenen zu einem lebhaften Bergdorf. Geschäftig wurde überall am Erscheinungsbild der Stadt gearbeitet. Es wurden Häuser neu gestrichen, überall Werbebanner und Plakate aufgestellt.

Bereits am Freitag füllte sich die Stadt mit Menschen aus dem ganzen Land. Am Samstag kamen noch mehr, nicht nur, um am Lauf teilzunehmen, sondern auch um

den parallel stattfindenden Party-Marathon mitzumachen. Freitagabend gab es besondere Feten in den Diskotheken Cobáns, Samstag überall in der Stadt Werbeveranstaltungen und am späten Nachmittag einen großen Umzug in der Hauptstraße. Alle eingeschriebenen Läufer bekamen ein Mittagessen spendiert, am frühen Samstagabend wurde schließlich für mehr als 3000 Menschen ein großes Pasta-Abendessen serviert. Die Hotels füllten sich, aber



■ Cobán rennt um die Wette

auch unsere WG. In der Nacht von Samstag auf Sonntag übernachteten elf Freunde aus der Hauptstadt Guatemala City bei uns. Man sagte, es wäre nichts dabei, die Strecke zu bewältigen. Mehr Achtung würde man allerdings erlangen, wenn man auch die Partys mitmacht und trotzdem am Sonntagmorgen aufsteht, um laufen zu gehen.

Schon um sechs Uhr machten wir uns für die 21 Kilometer fertig. Gefrühstückt wurden nur Bananen, es sollte ja nichts zu schwer im Magen liegen. In der letzten Stunde vor dem Lauf wärmten wir uns mit der sportlichen Hälfte Cobáns auf der ►

„Plaza Magdalena“ auf. Von uns sieben Freiwilligen liefen Jan-Peter, Lukas, Malte, Philipp und ich. Zehn vor acht startete der Countdown und es fiel uns schwer, ruhig zu bleiben. Die Läufer waren gut gelaunt, aber auch angespannt, da man das Ganze schon sehr ernst nahm.

Es fiel der Startschuss. In einem riesigen Feld quälte man sich den ersten Berg zum „Parque Central“ hoch, wo später das Ziel sein sollte und ließ sich von der Masse mitziehen. Den Berg runter und an der WG vorbei merkte man schon, wie viele Menschen sich versammelt hatten um das Spektakel mit anzusehen und die Läufer anzufeuern. Nach drei Kilometern verließ man Cobán und die sieben Kilometer bis nach Carchá war man dann mit den anderen Läufern, fast ohne Zuschauer, auf einer Landstraße durchs Grüne unterwegs. Das Feld zog sich auseinander, aber schon am

Eingang zu dem Nachbarort Cobáns wurden wir von vielen Zuschauern empfangen. Dann passierte das, wovon alle vorher gesprochen hatten: Die Kenianer bauten sich schnell einen Vorsprung auf und kamen einem auf der Gegenspur nach kurzer Zeit entgegen. Sie waren nicht verhasst, aber als unschlagbare Favoriten eben nicht gerade beliebt. In Carchá lief man über den zentralen Platz und machte dort eine Wende um wieder nach Cobán zu laufen. Wie in Cobán hatten sich viele Menschen versammelt, in den engen Gassen wirkte dies noch motivierender. Die Hälfte war geschafft.

Den gleichen Weg musste man nun zurück laufen, wobei die letzten fünf Kilometer in Cobán die schwersten, aber zugleich die schönsten waren. In den Straßen jubelten tausende Menschen den Läufern zu und ich konnte mich freuen, öfters neben „Vamos, gringo!“ auch „Vamos, Maik!“ zu hören. Als ich die Zielgerade passierte, um nochmals an der „Plaza Magdalena“ vorbei eine Wende machen zu müssen, jubelte man schon im Ziel den Siegern entgegen. Der letzte Kilometer war die Hölle. Einen Anstieg hoch seine letzten Kräfte zu mobilisieren war nur durch die Motivation der Leute möglich. Dann endlich das Ziel.

Wir fünf hatten es alle geschafft. Bei der Siegerehrung wurden dann die besten zehn Frauen und Männer bekannt gegeben, unter denen wir natürlich nicht waren. Der Kenianer Duncan Kibet war nach einer Stunde und vier Minuten als Erster durchs Ziel gelaufen. Zum achten Mal in Folge hatte ein Kenianer den Sieg geholt. Den zweiten Platz belegte ein Landsmann des Siegers, darauf folgte ein Mexikaner und Fünfter wurde in 1h 6min schließlich ein Guatemalteke. Die beste Frau war ebenso eine Kenianerin mit 1h 13 min.

Als sich die Menschen schon drei Stunden nach dem Start am „Parque central“ zur Siegerehrung versammelten, waren natürlich immer noch einige Läufer unterwegs, vor allem Ältere die sich bedauerlicherwei-

se durch die Menge kämpfen mussten. Wir waren zufrieden mit unseren Zeiten. Die genauen Ergebnisse erfuhren wir erst am nächsten Tag aus der landesweit erscheinenden Tageszeitung „Prensa Libre“. Ich belegte den 539. Platz mit einer Zeit von 1h 41min. Es folgten Jan-Peter mit 1h52m, Lukas mit 1h59m, Malte mit 2h2m und Philipp mit 2h 20m. Man munkelt, er wäre auch am Abend zuvor „der Letzte“ gewesen...

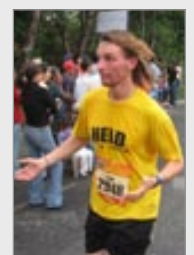


Die Stadt war schon am Sonntagmittag wieder das verschlafene Bergdorf, aber der Halbmarathon blieb noch tagelang Gesprächsthema Nummer eins. Schon am nächsten Sonntag sah man wieder viele trainieren. Die uns nachfolgenden Freiwilligen sollten wohl schon bei ihrem Vorbereitungsseminar ins Training einsteigen...

Quellen:

- „Ich war dabei“
- Zeiten aus der landesweiten Tageszeitung „Prensa Libre“

■ **Maik Nau-**
mann, 20 Jah-
re. Maik arbei-
tet seit Ende
August 2006 in
Guatemala in
Cobán im Pro-
jekt *Comunidad*
Esperanza.



■ Cobán ist das gesellschaftliche und politische Zentrum des Bundesstaates Alta Verapaz in Guatemala und liegt in einer niederschlagsreichen Senke im Hochland, umgeben von den einzigartigen nasskalten Nebelwäldern. Die genaue Einwohnerzahl kennt niemand, aber man weiß sicher, dass unter den geschätzten 161.000, die das städtische Zentrum, die um die Stadt liegenden Armen-siedlungen und die kleineren Dörfer außerhalb bewohnen, sicherlich über 80% indigenen Ursprungs sind. Man schätzt die Analphabetenrate auf über 40%, was neben der medizinischen Unterversorgung, den unwürdigen Zuständen, unter denen ein Großteil der indigenen Bevölkerung lebt, sowie der mangelhaften Schul-Infrastruktur eines der größten Probleme darstellt. Darum versuchen die Freiwilligen der Weltweiten Initiative, unter anderem Alphabetisierungsprogramme lokaler Organisationen zu unterstützen und durch die Verbindung von Bildung und Sport den Kindern eine bessere Zukunft zu ermöglichen.

Bolivien**Basketball der besonderen Art**Sport im Behindertenzentrum *CEREFE*

von Matthias Zinßer, Bolivien

Es ist ein Mittwochvormittag, so etwa mein dritter Tag hier in El Alto. Es geht mir immer noch relativ schlecht wegen der Höhe, letzte Nacht hatte ich schon wieder das Gefühl ständig kotzen zu müssen und an Schlaf war eigentlich auch nicht zu denken. Ich wollte aber trotzdem unbedingt hierhin mit, was ich eigentlich inzwischen bereue.

Hinter Christoph her gehe ich durch das Tor in einen Innenhof, in dem ein Basketballfeld aufgemalt ist. Etwa acht Jungs, zwischen 14 und 16 Jahren alt, warten dort auf uns. Sofort wird auf mich gedeutet und gestikuliert, eine Reaktion die mir schon jetzt nicht mehr fremd ist, man sieht hier nun einmal nicht alle Tage einen 1,95 Meter großen „Gringo“ herumspazieren. Als ich dem ersten Jungen die Hand gebe und brav mein *Holá* auf sage werde ich kurz rot, das über die Jahrzehnte antrainierte Verhaltensprotokoll hat mich in diesem Moment kurz vergessen lassen, dass mich hier niemand hören kann.

Seit jenem Mittwochvormittag gehe ich zweimal pro Woche in das Behindertenzentrum „Cerefe“ im Viertel Villa Dolores der Stadt El Alto in Bolivien, um mit einer Klasse von taubstummen Jungs Basketball zu spielen. Am Anfang gestaltete sich dies noch recht kompliziert, vor allem natürlich in Sachen Verständigung. Doch mit zunehmender Übung und einem stetig wachsenden Gebärdensprachwortschatz klappte es immer besser. Inzwischen habe ich mir ein recht sicheres Fachvokabular im Bereich Sport angeeignet und kann auch leichte Konversationen bestreiten. Gerne hätte ich noch mehr gelernt, aber dafür fehlten

bisher Zeit und Elan. Vor allem habe ich hier auch gelernt, dass Zeichensprache keinesfalls international ist. Vielmehr besitzt jede Fremdsprache ihre eigenen Zeichen. Im Endeffekt heißt dies, dass ich mich mit dem hier erworbenen Wissen nur mit „spanischsprachigen“ Taubstummen unterhalten kann.

Unseren Basketball-Workshop eröffnet ein gemeinsames Aufwärmen, wonach wir uns dehnen und etwa eine Stunde Wurf- und Dribbeltechnik anhand verschiedener Übungen trainieren. Mitten in unsere Trainingszeit fällt die große Pause.

Pünktlich von 10 Uhr an strömen also etwa 200 Kinder mit den verschiedensten Behinderungen auf unser Spielfeld. In meinem ganzen Leben ist mir noch nie ein solch sympathisches Chaos untergekommen. Man muss allerdings immer ein wenig aufpassen, weil viele der Kleinen kein gutes Gespür für den Umgang mit anderen haben. Ich habe es schon erlebt wie ein Junge einen anderen, kleineren bei den Haaren packte und mit dem Gesicht nach unten hinter sich herschleifte; vollkommen überrascht war ersterer dann, als ich wie ein Berserker brüllte und hinter ihm hergerannt kam. Vor Schock über mein Auftreten begann der größere Junge zu weinen. Ich fand dann heraus, dass er dem anderen nicht wehtun, sondern ihm nur einen besonders spannenden Käfer zeigen wollte.

Besonderes Highlight dieses ganzen Workshops war natürlich der Gewinn der Meisterschaft von La Paz und El Alto im Taubstummenbasketball. Das hört sich nun nach einer großen Sache an, man muss aber fairerweise hinzufügen, dass - obwohl

die beiden Städte zusammen fast zwei Millionen Einwohner zählen - es außer uns nur noch zwei weitere Teams gibt. Nichtsdestotrotz: Das Zentrum, in dem ich arbeite, hatte diesen Titel noch nie gewonnen. Wir haben in einem über die Maßen packen-



■ Matthias, das Team, die Direktorin des Zentrums und der Sportlehrer der Jungs wenige Minuten vor dem Finale

den Finale mit einem Drei-Punkte-Wurf, 20 Sekunden vor Schluss, das Match äußerst knapp für uns entschieden, mit insgesamt einem Punkt Vorsprung nämlich. Ein lustiges Detail bei jenem Turnier war, dass die Sporthalle zwar so gut wie ausverkauft war, doch klarerweise fast ausnahmslos mit den ebenso taubstummen Eltern der Spieler. Ein lautstarkes Anfeuern ist ohnehin vollkommen sinnlos. So war in der gesamten Halle nur das Quietschen von Turnschuhen, das Dotzen des Balles und das seltsame Geschrei eines großen Kerls mit noch merkwürdigerem Haarschnitt, der die Seitenlinie hoch und runter rannte, um dabei wild mit den Armen in der Luft herumzufucheln, zu vernehmen. ■■

■ **Matthias Zinßer**, 20 Jahre, arbeitet im Hauptprojekt *Comunidad de Productores en Arte (COMPA)*, El Alto, La Paz.



Brasilien

Gemeinsam Erfolge feiern lernen

Sport als Ausgleich in der *Casa da Convivência Familiar*

von Johannes Knippenberg, Brasilien

Johannes Knippenberg arbeitet als Freiwilliger im brasilianischen Fortaleza und unterstützt im Rahmen seines Dienstes für die Barraca d'Amizade auch den Kinderhort Casa da Convivência Familiar (CCF).

Seit Mitte April gebe ich im Kinderhort Casa da Convivência Familiar (zu Deutsch „Haus der Familiären Zusammenkunft“) einen Sportkurs, der zweimal wöchentlich allen Kindern die Möglichkeit gibt, sich in diversen Spielen auszutoben. Unter meiner Anleitung und der zweier weiterer Freiwilliger sollen die Kinder nicht nur überschüssige Energie verbrennen, sondern auch den Gruppenzusammenhalt stärken, gemeinsam Erfolge feiern und lernen, Niederlagen wegzustecken.

Diese Qualitäten kommen im Kinderhort-Alltag der Jungen und Mädchen zwischen 6 und 12 Jahren oftmals zu kurz, beobachtet auch Joe, seit zwei Monaten freiwilliger Helfer im CCF: „Sobald man den Kindern einen Ball vor die Füße wirft, rennen alle drauf los und treten gleichzeitig auf den Ball ein. Nicht selten kommt es dann zur Rauferei.“ Viele der Probleme, welche die Kinder auf dem Fußballplatz oder im Unterrichtsraum austragen, finden ihren Anfang im Elternhaus: „Es gibt

bei uns praktisch nur zwei Kinder aus heilen Familien“, sagt Maria Demi, Erzieherin und Koordinatorin des Projekt-Sektors Finanzen. Als „heil“ bezeichnet sie dabei Familien, in denen die Eltern nicht getrennt leben, es keine Drogenkranken oder Dealer gibt, in denen keine Gewalttaten innerhalb der Familie praktiziert werden und wo die Kinder genügend Aufmerksamkeit finden.



Diese zahlreichen Probleme wurzeln oft in der Armut, in der die Familien leben. Denn Schwierigkeiten, die eigenen Kinder zu ernähren, und ein Gesundheitssystem, das sich die wenigsten Familien leisten können, bauen einen großen Druck auf die Erziehungsberechtigten auf. Dieser Druck lässt sich nicht immer vor der Haustür abschütteln. Die Kinder wachsen in einem Umfeld auf, in dem Gewalt, finanzieller Ruin und Drogenkonsum Alltagserscheinungen sind.

Entsprechend niedrig gesteckt sind die

Erfolgserwartungen, mit denen wir den Sportkurs aufgebaut haben. „Schließlich haben wir in den zwei Stunden Sportkurs nur geringe Möglichkeiten, auf die Kinder Einfluss zu nehmen“, weiß auch Carmen, ebenfalls deutsche Freiwillige im CCF. Im Rahmen unserer Möglichkeiten versuchen wir mit Sportspielen zu arbeiten, in denen die Kinder nur miteinander das Ziel erreichen können. Der zusammen erlangte Erfolg

und die gemeinsame Niederlage soll den Heranwachsenden ein Gefühl dafür vermitteln, dass zwischen ihnen und dem Rest der Gemeinschaft eine wechselseitige Abhängigkeit besteht. Ein starkes Gemeinschaftsgefühl innerhalb der Gruppe soll einen Ausgleich für die oft schwierigen Familienverhältnisse bieten. Niederlagen zu verarbeiten, den Mit- oder Gegenspieler zu respektieren, aber auch mit

den eigenen Kräften angemessen umzugehen, soll die Konfrontation im Ringkampf näher bringen. Natürlich unter besonderer Beaufsichtigung!

Am Ende der Sportstunde wird gemeinsam im Sitzkreis besprochen und reflektiert, was vorgefallen ist, um den Lerneffekt zu vergrößern. So bekommt jeder die Möglichkeit, sich bewusst mit der Problemstellung auseinander zu setzen. ■■

Informationen zum Autor s. S. 48

Renaissance der Jonglage

Einblick in die Welt von Bällen, Keulen, Kaskaden, Passing und vielem mehr

von Matthias Buhrow, Bolivien

Jonglieren: Ein Sport?

Ich bin bei fünf. Es fehlt noch bis sieben. Dafür schaffe ich beinahe den Mill's Mess mit vier Bällen. Vier Clavas kann ich in der Luft halten. Solche Gedanken gehen mir durch den Kopf - nicht nachvollziehbar für jemanden, der nicht in der Materie steckt. Für mich Alltag, fast schon eine Sucht.

Doch langsam, ein Zeitpunkt der Besinnung: Wie fing das alles eigentlich an? Mein Trägerverein, unsere Weltweite Initiative, betonte die Fähigkeit oder zumindest den Willen, mit drei Bällen jonglieren zu können, stets als wichtiges Kriterium für uns Freiwillige. Diese Forderung erweckte meine Sympathie und führte sogleich dazu, dass ich noch vor meiner Ausreise nach Bolivien mit drei billigen Stoffbällen zu üben begann. Dass ich diesen Artikel über das Jonglieren für das Sportressort unserer Freiwilligenzeitung verfasse, mit der Intention, den Jonglier-Spaß weiter zu verbreiten oder zumindest nachvollziehbar zu machen, nun, den Weg dorthin habe ich erst in meinem Einsatzland Bolivien beschritten. Ende 2006 hatte ich dann genügend Vertrauen in

meine Jonglagefertigkeiten, um Unterricht (Talleres) anzubieten. Da eine sinnvolle Struktur für derartige Talleres durchaus vernünftig ist, begann ich über das Jonglieren an sich weiter nachzudenken, vor allem in Hinblick auf die Frage: Was habe ich denn vom Jonglieren? Was ist der Sinn darin? Und könnte das Ganze am Ende sogar gleichwertig mit jeder beliebigen Sportart sein? Man mag es Jugendlicherziehungsanstalt oder Jugendgefängnis nennen, jene Institution in La Paz, in welcher mein Mitfreiwilliger Matthias Zinßer und ich unseren Jongliertaller geben. Eine staatliche Einrichtung, die zunächst einmal schriftlich über den geplanten Taller informiert werden wollte. Ich reichte meine bisherigen Erkenntnisse ein. Dass Jonglieren Grob- wie Feinmotorik exzellent schult. Das periphere Sehvermögen geschärft wird. Ausdauer, an erster Stelle Konzentrationsvermögen, sowie die Fähigkeit, Zeit in eine Sache zu investieren und am Ende davon zu profitieren - ich kann den Trick! - wachsen während des Jonglierens, kontinuierlich mit der Übungszeit.



gegen die Schwerkraft, sondern der Kampf gegen die innere Faulheit, die Unlust, sich schon wieder mit der nächsthöheren Ball- oder Keulenzahl abzuquälen. Der Kampf gegen sich selbst. Disziplin, Geduld und Motivation erleben, manchmal durch die Erfolgserlebnisse, manchmal durch den inneren Imperativ.

Auch erfordert das Jonglieren das „Herab-Üben“ der geistigen Muster vor dem inneren Auge bis in die Fingerspitzen. Sollte ich also einen Vergleich wagen, so würde ich die Jonglage mit Fußball oder Kampfkunst vergleichen. Die Synthese, Kontrolle über die zu manipulierenden Objekte (Jonglierrequisiten, Fußball) auszuüben, sowie die Einheit zwischen ausführendem und fühlendem Körper und initiierendem Geist in der Kampfkunst, das ist - meinem Verständnis nach - der Schlüssel zu guter Jonglage. Die Übung natürlich nicht zu vergessen! Mein Fazit lautet also: Wer Sport über Ausdauer, Konzentration, Fähigkeit, Leistung, Spaß und Erfolgserlebnisse sowie den Kampf gegen den inneren Schweinehund definiert, der darf bei seiner Aufzählung von Sportarten zukünftig das Jonglieren nicht vergessen.



Soviel zum offiziellen Teil. Jongliere ich mehr als drei Stunden an einem Tag, bin ich abends tatsächlich erschöpft, das Werfen, das Gucken, die Konzentration und auch das Wiederaufheben, alles Energiebedarf in Körper und Geist. Für mich persönlich stellen die kleinen Stoffbällchen außerdem noch viel mehr als potentielle Clownrequisiten dar. Es ist nicht der Kampf

Wer kann alles Jonglieren?

Nach diesem, manch einem womöglich etwas trocken anmutendem theoretischen Teil nun zur Praxis. Grundsätzlich kann jeder jonglieren. Sicherlich gibt es Talente, die bereits nach zwei Wochen mit vier Bällen recht sicher jonglieren können. Aber auch Talent hat seine Grenzen. Mit drei Bällen anzufangen ist also generell für niemanden unmöglich. Den Anfang bildet gewöhnlich

die Suche nach der sicheren Kaskade, dem Grundmuster mit drei Bällen: Hände werfen abwechselnd, immer auf die andere Hand, bevor man zwei Bälle in einer Hand hat, gilt es wieder zu werfen. Mit der Zeit summieren sich Tricks wie Wurftechniken.

Bald wird sich ein eigener Stil einstellen. Mögliche Stile in ihrer Vollkommenheit aufzulisten, schafft vielleicht das Internet, ich will es hier gar nicht versuchen. Die Vielfalt reicht von hoch, schnell, schwingend, Nummerjonglieren (möglichst viele Objekte) bis hin zu hinter dem Rücken und mit - für die Jonglage auf den ersten Blick unkonventionellen - Gegenständen. „Fantasy“ heißt das: Wieso nicht mit einer Pfanne, einem Ei und einer brennenden Fackel jonglieren und als Finale dem Zuschauer ein Ei in der Pfanne braten? Oder einen Apfel während des Jonglierens essen?

Die Weltrekorde der „großen“ Jongleure (z.B. Thomas Dietz, Anthony Gatto, Jason Garfield) spielen sich auf dem Niveau von neun Bällen, elf Ringen, sieben Keulen oder

mehr ab. Ob man das anpeilen muss, bleibt jedem selbst überlassen. Vielleicht genügt es ja, nicht den Profiweg einzuschlagen und stattdessen eine schöne Routine mit drei Gegenständen zu erlernen, deren Muster den Zuschauern oder einem selbst ein Lächeln auf das Gesicht zaubert. A propos: Der Hauptunterschied zwischen Zauberei und Jonglage ist ausschließlich der, dass beim Zaubern der Trick verdeckt bleibt, beim Jonglieren dagegen nicht.¹

Wen die Tatsache abschreckt, dass Jonglieren ein Einzelsport ist, dem sei gesagt, dass es unendlich viele „Passing“-Muster gibt. Passing ist das Jonglieren mit mindestens einem Partner, nach oben ist die Personenanzahl unbegrenzt. Überhaupt gibt es jonglagetechnisch kein Limit, das gebe ich mit diesem Artikel schriftlich. Deswegen ist Jonglieren auch nicht als Akt der Vervollständigung, sondern als Prozess einer „Hard-Skill-Erweiterung“ zu bewerten. Hard Skills sind handfeste Fähigkeiten, die man unmittelbar vorführen kann, im Gegensatz so beispielsweise sozialen Kompetenzen. Unsere Jungs im Gefängnis, wir jonglierenden Freiwilligen in El Alto sowie der ganzen Welt bleiben jedenfalls weiterhin am Ball.

Ausblick

In Lateinamerika vollzieht sich momentan eine Renaissance der Jonglage-Kunst, von deren Ursprüngen Wandgemälde der Beni-Hassan-Gräber am östlichen Nil zeugen, die auf 4600 v.Chr. datiert werden. Im 6. Jahrhundert n.Chr. war der reisende Jongleur in Frankreich und England nicht mehr wegzudenken.²

¹ vgl. Dave Finnigan „Alles über die Kunst des Jonglierens“, DuMont Köln 1988 S. 508 ² S. 509

In Lateinamerika entdeckt man häufig - vorwiegend aus Argentinien oder Chile kommende - Reisende, die in Rotphasen an Ampeln jonglieren und dann an den Autofenstern ihre Gage einsammeln. Vielerorts sprach man verächtlich von dieser Ausübung von Jonglage als Straßenkunst und verpasste ihr einen schlechten Ruf. Meine Sicht darauf ist eine außerordentlich positive: Die Ampel-Jonglage belebt den öffentlichen Raum, verpflichtet niemanden zum Bezahlen oder Hingucken. Zudem ist das Jonglieren auf der Straße übrigens auch mein Hobby.



Dieser Artikel sollte einen kleinen Einblick verschaffen. Zweifelsohne gibt es noch viel zu tun: Zum einen für mich selbst, denn ich jongliere zwar schon eine Weile mit fünf Bällen und schaffe auch fast den im Genre relativ bekannten Trick „Mill's Mess“ mit den vier Bällen, doch reicht mir das noch nicht. Ich will eben noch ein bisschen besser werden als ich es jetzt bin. Und zum anderen bleibt zu hoffen, dass die lateinamerikanische „Bewegung“ noch stärker nach Europa, ja in die gesamte „westliche Welt“ überschwappt. Ich stehe dem sicherlich nicht im Wege.

In diesem Sinne noch eine freundliche Warnung: Das Suchtpotential der Jonglage ist vielleicht nicht für jeden gefährlich, wenn es einen aber dennoch erwischt, dann hilft nur noch eins: Üben, üben und nochmals üben. ■■

■ **Matthias Buhrow**, 20 Jahre, COMPA Bolivien (El Alto), leitet zusammen mit Philipp Schrauth das Ressort Kultur.



■ Zum Erlernen und Fortfahren gebe ich hier drei Lektüretipps:

„Alles über die Kunst des Jonglierens“ von Dave Finnigan: Rundumschlag über Bälle, Keulen, Hüte, Tücher, Balance etc.

www.jugglingdb.com: Die Juggling-Database enthält zahlreiche Foren, Videolinks und hilfreiche Tipps.

www.jong.de: Deutsche Seite mit sehr vielen Videos für Anfänger wie Könnern.

Im Internet gibt es auch empfehlenswerte Jonglagesimulatoren, die hilfreich und beängstigend zugleich sind. Da sieht man, wie eine perfekte Dreißig-Keulen-Jonglage auszusehen hätte, wenn sie nicht unmenschlich schwierig wäre.



■ ■ schwarz auf wise

Die Freiwilligenzeitschrift der
Weltweiten Initiative für Soziales Engagement e.V.
Ausgabe Nr. 6
2. Quartal 2007 (Juli 2007)

http://www.schwarz-auf-wise.de/downloads/ausgabe6_juli2007.pdf

■ Herausgeber



Weltweite Initiative für Soziales Engagement e.V.

Geschäftssitz
Odenwaldschule Ober Hambach
64646 Heppenheim
Tel.: 037437 / 530765
vorstand@weltweite-initiative.de
_www.weltweite-initiative.de

Betriebsnummer:
S 33 48 79B/00
Vereinsregister Bensheim

Die Menschen hinter der schwarz auf wise sind...

■ Ressorts

Moritz Binz Politik/Soziales
politik.saw@wi-ev.de
Jens Galpin Projekte/Länder/Freiwillige
projekte.saw@wi-ev.de
Arno Kimmig Wirtschaft/Ökologie
wirtschaft.saw@wi-ev.de
Matthias Buhrow/Philipp Schrauth Kultur
kultur.saw@wi-ev.de
Konstantin Oldenburg Sport
sport.saw@wi-ev.de

■ V. i. S. d. P.

Sebastian Puschner, Philipp Backhaus
zeitung@wise-ev.de

■ Layout

Philipp Backhaus
backhaus@weltweite-initiative.de

■ Weltweite Initiative:

Vorstand

vorstand@weltweite-initiative.de
Cordula Müller
mueller@weltweite-initiative.de
Pablo Schickinger
schickinger@weltweite-initiative.de
Uta Forstat
forstat@weltweite-initiative.de

Juniorvorstand

Jessica Hentschel
hentschel@weltweite-initiative.de
Sebastian Puschner
puschner@weltweite-initiative.de
Philipp Backhaus
backhaus@weltweite-initiative.de

■ Autoren (Freiwillige des Jahrgangs 2006/07)

Barnier, Nicolas (Mexiko), Baschel, Stefan (Nicaragua), Binz, Moritz (Mexiko), Brandt, Lukas (Guatemala), Braus, Simon (Südafrika), Brockmann, Elly (Argentinien), Bruchmann, David (Südafrika), Brunner, Laura (Ghana), Buhrow, Matthias (Bolivien), Bühler, Till (Südafrika), Büttner, Julia (Bolivien), Eisenlohr, Till (Nicaragua), Fischer, Mathias (Argentinien), Frisch, Kolja (Nicaragua), Galpin, Jens (Argentinien), Gundert, Thalea (Mexiko), Hamann, Marco (Mexiko), Heinrich, Britta (Nicaragua), Hensel, Christian (Schweiz), Heß, Philipp (Südafrika), Hiltenbrand, Jochen (Guatemala), Hofmann, Marco (Ghana), Johann, Malte (Guatemala), Jost, Patrick (Nicaragua), Kappel, Katharina (Mexiko), Kienle, Florian (Südafrika), Kimmig, Arno (Nicaragua), Kleffmann, Leon (Bolivien), Knippenberg, Johannes (Brasilien), Kochan, Lion (Russland), Kraemer, Felix (Palästina), Kraus, Malte (Südafrika), Krebs, Martin (Israel), Kübler, Felix (Argentinien), Kühn, Jann (Mexiko), Küsters, Rouven (Mexiko), Leidinger, Christopher (Peru), Liedtke, Katharina (Nicaragua), Lietz, Lennart (Brasilien), Machicao, Julian (Bolivien), Maier, Philipp (Guatemala), Meyer, Edo (Nicaragua), Momsen, Almut (Guatemala), Naumann, Maik (Guatemala), Niethammer, José (Dominikanische Republik), Oldenburg, Konstantin (Nicaragua), Pastor, Jean-Paul (Argentinien), Piela, Jonas (Südafrika), Reichel, Claus (Bolivien), Reifart, Jörg (Peru), Seelig, Alexander (Südafrika), Schenk, Thomas (Bolivien), Schetter, Thomas (Peru), Schrauth, Philipp (Bolivien), Schultz von Dratzig, Simon (Bolivien), Schulz, Jan-Peter (Guatemala), Shabli, Sami (Palästina), Sprüssel, Paul (Nicaragua), Stepp, Manuel (Dominikanische Republik), Thurner, Leon (Brasilien), Vetter, Heinrich (Brasilien), Voß, Sebastian (Mexiko), Wagner, Patrick (Argentinien), Waller, Thorsten (Argentinien), Wiedenhaus, Julian (Argentinien), Wendebaum, Christin (Palästina), Werner, Eva (Bolivien), von Zelewski, Jan-Hendrik (Südafrika), Zinßer, Matthias (Bolivien).

■ Unterstützen Sie die gemeinnützige Arbeit der Weltweiten Initiative für Soziales Engagement e.V. mit einer Spende:

Bank für Sozialwirtschaft
BLZ 550 20 500
Spendenkontonr. 861 1300
Verwendungszweck: „SPENDE“

Die einzelnen Autoren und Mitglieder sind grundsätzlich unter folgender Email-Adresse zu erreichen:

vorname.nachname@wi-ev.de

„schwarz auf wise“ ist ein offenes Forum ohne Zensur. Die Autoren sind für den Inhalt der Beiträge in der schwarz auf wise verantwortlich. Die Inhalte spiegeln nicht unbedingt die Meinung der Weltweiten Initiative, ihrer Freiwilligen oder der Redakteure wider.

Die Weltweite Initiative für Soziales Engagement e.V. ist ein kleiner, eingetragener und gemeinnütziger Verein, der als Trägerorganisation für Auslandsdienste staatlich anerkannt ist (§14b und 14c ZDG, FSJ i.A.). Wir haben uns zum Ziel gesetzt, durch Kooperationen mit und Freiwilligendiensten in vorbildlichen Sozialprojekten im Ausland einen Beitrag zur Völkerverständigung zu leisten. Der Verein steht allen Menschen offen, die diese Idee mittragen wollen, unabhängig von Nationalität, (polit.) Weltanschauung, Religion oder Einkommen. Wir sind Mitglied im Dachverband Lernen und Helfen in Übersee e.V. (www.entwicklungsdienst.de) und Gründungsmitglied des entwicklungspolitischen Netzwerkes Hessen (www.epn-hessen.de).

Haftungshinweis:

Wir übernehmen keine Haftung für die Inhalte externer Links. Für den Inhalt der verlinkten Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich.

-- Vielen Dank! --